

H. P. Usher

Im Netz des Schreckens



Im Netz des Schreckens

Damona King Nr. 14

von Jörg Kuhnert

erschienen am 18.09.1979

Im Netz des Schreckens

In dieser Nacht konnte sie kein Auge schließen. Unablässig bohrten sich die Gedanken in ihr Hirn. Nein, sie glaubte nicht an Spuk! Das war etwas für abergläubische Gemüter. Und doch war er da…

Sie öffnete die Augen. Ihr Blick heftete sich auf das Weiß der Decke. An mehreren Stellen blätterte bereits der Kalk ab und hinterließ weit auslaufende, gezackte Narben. Ihr Blick fiel auf die Uhr. Fast Mitternacht!, schoss es ihr durch den Kopf. Wie lange hatte sie überhaupt geschlafen? Und – was hatte sie eigentlich geweckt? Anja Braak warf die Decke von den braunen Schenkeln und glitt katzenhaft aus dem Doppelbett. Es war grabesstill in ihrem Schlafzimmer, das von einer fahlen Helligkeit erfüllt wurde. Sie hörte nicht mal den eigenen Atem.

Die junge, zwanzigjährige Holländerin verspürte eine innere Unruhe, die sie beinahe körperlich anfiel. Diese Unruhe hatte sie fast während des ganzen Abends schon beherrscht. Irgendetwas Unheimliches lag in der Luft.

Aber was…?

Angst erfüllte sie plötzlich mit einem Mal. Sie registrierte, dass ihr Herz heftig pochte. Vielleicht hatte sie nur einen schlechten Traum gehabt?

Anja Braak fror plötzlich. Eine eisige Gänsehaut überzog ihren wohlgeformten Körper.

Sie schalt sich im Stillen eine Närrin. Weshalb war sie nur so nervös? Dazu bestand doch gar kein Grund!

Und noch etwas ließ sie erschrocken auffahren. Unwillkürlich zog sie ihren seidigweichen Morgenrock über und näherte sich dem Fenster…

Ein intensives Rascheln! Als wenn jemand hundert Bäume gleichzeitig schüttelte! Deutlich vernahm sie das unüberhörbare und trockene Rascheln von Laub.

Angestrengt lauschte sie und warf einen ängstlichen Blick aus dem Fenster, durch das fahles, geisterhaftes Mondlicht fiel und sie wie mit einer silbernen Haut überzog.

Ein seltsames, knackendes Geräusch war von außen zu vernehmen. Es klang jetzt, als wenn man einen ausgetrockneten Ast zerbräche.

Wovon zeugte dieses Geräusch?

Es war unten im Garten aufgeklungen! Ohne jeden Zweifel!

Das Blut kochte wallend durch ihre Halsschlagader. Sie fühlte das Herz förmlich bis zum Hals schlagen.

Sie war allein im Haus. Seit dem Tod ihres Vaters war das nun schon so. Aber nie hatte sie irgendwelche besorgniserregenden Dinge erlebt. Wollte sich das heute Nacht mit einem Schlag ändern?

Sie zuckte regelrecht zusammen, als sie es hörte.

Etwas… zischte!

Es hörte sich an, wie das Zischen einer Riesenschlange.

Ihr Blick haftete sich auf den dunklen unbeleuchteten Garten.

Langsam aber stetig kroch eine lähmende Furcht in ihr hoch. Sie lauschte.

Die drückende Stille, die plötzlich über der ganzen unheimlichen Atmosphäre lag, raubte ihr den Atem und zauberte kleine, glitzernde Schweißperlen auf ihre Stirn. Nur das Pochen ihres Herzens tönte tausendfach verstärkt an ihre Ohren.

Aber – dieses Rascheln… Es war doch da gewesen!

Entschlossen zwang sie sich zur Ruhe. Es gab doch keinen Grund zur Unruhe, redete sie sich ein.

Alles wirkte doch wieder völlig normal!

Doch der Schein trog! Unsichtbar für Anja Braak nahm das Grauen seinen unaufhaltsamen Lauf…

Wieder Geräusche… Diesmal näher, lauter …

Ein eisig kalter Schauer rieselte über Anjas Rücken. Es war wieder da – näher als sie glaubte…

Und – es schien direkt vor ihrem Fenster zu sein.

Mechanisch, mit einer ruckhaften Bewegung, riss sie die blutrote Übergardine zur Seite – und glaubte den Verstand zu verlieren…

Ihr gellender, markerschütternder Schrei mischte sich mit dem Klirren des Fensters…

***

Was ging hier vor?

Ihr Herzschlag setzte für wenige Sekunden aus. Die Wucht, mit der sie die Dinge trafen, war grausam und unerbittlich!

Ein sehniger, dünner, blutroter Tentakel wälzte sich wie ein hauchdünnes Gespinst in ihr Schlafzimmer, fetzte handgroße Glasscherben und Holzstücke aus dem Fensterrahmen.

Die blutroten, fingerdicken Tentakel schlangen sich wie zum Leben erwachte Lianen um ihren Körper, zerfetzten ihren hauchdünnen Morgenmantel wie ein Stück Papier.

Anja Braak schrie wie von Sinnen als sie – im wahrsten Sinne des Wortes – nackt vor dem Grauen stand. Schaurig und schrill hallte der Schrei durch das stille, abgelegene Landhaus.

Der durch das zerstörte Fenster einbrechende Wind zerwühlte ihre blonden Haare und brannte in ihren Augen. Mit aller Kraft stemmte sie sich gegen den mörderischen Griff des unbekannten Gewächses, das Ähnlichkeit mit einer Fleisch fressenden Pflanze hatte, und versuchte sich mit wilden Bewegungen zu befreien. Ihre braun gebrannten Arme zuckten empor, ihre feingliedrigen Finger mit den rot lackierten Nägeln versuchten sich unter die Teufelstentakel zu schieben.

Es gelang nicht! Wie festgewachsene Efeuranken schmiegten sich die kalten, leblos wirkenden Stränge um ihre Schenkel, krochen den Rumpf hinauf, umschlossen ihre ungeschützten Brüste und den Hals.

Ihre verzweifelten Befreiungsversuche nutzten nichts. Je heftiger sie sich zur Wehr setzte, desto stärker reagierte das seltsame Gewächs, indem es seine blutroten Tentakel nur noch heftiger und fester zusammenpresste, wie lebende, eigenständige Muskelstränge…

Die schlüpfrigen, glitschigen Lianen legten sich auf Mund und Nase und schnürten Anja Braak die Luft ab.

Sie kam nicht einmal mehr dazu, noch ein weiteres Mal um Hilfe zu schreien!

Wie von unsichtbaren Fäden gezogen, schnellten die kalten Tentakel mit ihr zusammen empor, richteten sich kerzengerade auf – und verschwanden mit der sich heftig wehrenden Holländerin wieder durch das zerstörte Fenster…

Für Anja Braak kam jede Hilfe zu spät. Zusammen mit den unheimlichen Monster-Tentakeln war sie im Nichts verschwunden…

***

Ja, sie war eine Hexe!

Und seit geraumer Zeit wusste sie das auch. Bisher unverschlossene Türen öffneten sich nun der jungen, schwarzhaarigen Frau.

Damona King lächelte. Perlweiße Zahnreihen wurden von den lackroten, verführerisch schimmernden Lippen entblößt. Ebenmäßige Gesichtszüge mit hochstehenden Wangenknochen verrieten den slawischen Einschlag. Ihr schlanker, wohlgeformter Körper, auf den selbst Filmdivas neidisch reagierten hätten sie einmal Damona zu Gesicht bekommen –, reckte sich wohlig.

Aus dunklen Augen blickte Damona den sportlichen Mann mit den haselnussfarbenen Haaren und den ebenso braunen Augen an.

Mike Hunter war ihr Freund. Er war auch zugleich Damonas Generalbevollmächtigter, seit sie den King-Konzern von ihrem verstorbenen Vater geerbt hatte. Seit geraumer Zeit hatte dieser weltweite Konzern auch bei den Schwarzen Mächten Interesse erregt, was ihr letztes Abenteuer mit dem Krokodil-Dämon Gavabal gezeigt hatte.

Die beiden befanden sich im Frühstückszimmer von King's Castle und tranken gerade die zweite Tasse Mokka mit Sahne.

»Du siehst heute Morgen wieder einmal direkt zum Anbeißen aus, Damona«, konnte Mike sich nicht verkneifen zu sagen. Er war an diesem grauen, düsteren Morgen als Erster im Frühstückszimmer gewesen. Mike war notorischer Frühaufsteher.

Damona schmunzelte. Sie fühlte sich von den Worten des jungen Mannes geschmeichelt. Sie registrierte, wie Henry, der Butler, sich verhalten räusperte. Die einundzwanzigjährige Damona strich sich fahrig durch ihr rabenschwarzes Haar. »Das glaube ich, Sir«, wurde sie förmlich und lächelte mit gesenktem Blick. Damona zog einen Schmollmund und warf Mike Hunter eine Kusshand zu.

Seit dem Zeitpunkt, in dem ihre Eltern James Fennimore King und Vanessa durch die Hand des Verbrechers Brodkin ums Leben gekommen waren, hatte Damona King ihr Leben der Bekämpfung dämonischer Mächte gewidmet. Damals hatte sie das am Grab ihrer Eltern geschworen.

Und das würde sich wieder zeigen. Es begann damit, dass ihr Mike Hunter den Observer zuwarf.

Damona King fing die Zeitung geschickt auf. Ihr Blick saugte sich förmlich an der Überschrift fest.

Niederländische Schauspielerin spurlos verschwunden!

Schnell überflog Damona die kurz gefassten Sätze, die von einem schrecklichen Ereignis berichteten. Demzufolge war die zwanzigjährige Schauspielerin Anja Braak in ihrem Landhaus im schottischen Bergort Dumfries spurlos verschwunden. Man hatte nur ein zerstörtes Fenster vorgefunden – und daran Blutspuren! Sie

stammten eindeutig von Anja Braak, was eine Untersuchung der Blutgruppe bewies.

Kidnapping? Entführung? Erpressung? Oder – wirkten wieder Schwarze Mächte kräftig mit? Es war bekannt, dass ein Vorfahr der Schauspielerin ein berüchtigter Magier gewesen war, der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte. Und dann war auch noch die Rede vom *»Buch der Rache«*! Und das stimmte Damona nachdenklich.

»Ahnst du etwas?«, fragte Mike gespannt.

»Äußerst bedürftig«, gab Damona King zu. »Irgendetwas Bedeutendes steckt dahinter – ich fühle es förmlich…«

Der braun gebrannte, sympathische junge Mann in dem dunklen Anzug und dem offenen, beigen Sporthemd, kniff die Lippen zu einem harten Strich zusammen und lehnte sich zurück. »Du – glaubst an die Mitwirkung der Schwarzen Seite?«

»Um ehrlich zu sein – ja!«, sagte Damona gedankenversunken.

»Dieses Buch der Rache, von dem in dem Artikel die Rede ist, dürfte auch keine unbeachtenswerte Rolle spielen«, äußerte sie weiter. »Irgendetwas ist faul an der Sache… Ich glaube kaum, dass irgendwelche Gangster Interesse an Anja Braak hatten!«

Es steckte mehr dahinter, als zunächst zu ahnen war…

***

Träumte – oder wachte sie? Offensichtlich wachte sie. Benommen schüttelte sie den von blondem Haar überfluteten Kopf wie ein begossener Pudel. Nur langsam wich die Benommenheit von ihr ab wie ein Schleier aus dräuendem Nebel.

Man hielt sie gefangen – sie lebte also noch! Sie spürte die dicken Stricke. Heftig und schmerzhaft schnitten sie in ihr Fleisch. Unnachgiebig erschienen sie.

Die Tür sprang auf. Grob wurde sie gegen die bröckelige Wand geknallt. Eine gebeugt gehende Gestalt zeigte sich im Halbdunkel.

Es war eine uralte Frau. Zerfurcht war ihr Gesicht, erinnerte an brüchiges, altes Leder. Ein zahnloser Mund verzog sich zu einem gehässigen, abschätzenden Grinsen.

Dicht hinter der Furcht einflößenden Alten zeigte sich eine zweite Gestalt. Es war ein Mann in altertümlich anmutender Kleidung. Er trug ein samtenes Wams und salopp herabfallende Pluderhosen von weinroter Farbe.

Wie eine Erscheinung aus dem Mittelalter, dachte Anja Braak.

Ein zerknittertes, faltiges Gesicht starrte ihr entgegen. Es war bleich wie Leichengebein. Große, dunkle Augen musterten sie streng.

Und Anja Braak kannte diesen Mann! Auf unzähligen Bildern und Kupferstichen innerhalb ihrer Familiengalerie hatte sie ihn schon gesehen – ihn, den Magier…

»Antiquus Moridondus?«, fragte sie ungläubig. »Sind Sie’s wirklich?« Ihre Stimme zitterte vor Furcht. Ihre Mundwinkel klappten nach unten, ihr Gesicht wurde bleich. »Sie – leben?«

Aber das konnte schlecht möglich sein – der Magier Antiquus Moridondus war seit sechshundert Jahren tot!

***

Kein Laut kam über die schmalen blutleeren Lippen des Fremden, in dem Anja Braak das Gesicht des Magiers Antiquus Moridondus zu erkennen glaubte. Schließlich und endlos langsam öffneten sich die schmalen Lippen.

»Wie du siehst – lebe ich, Anja Braak!«, grollte eine dumpfe Grabesstimme. Leichtfüßig, als ob sie schwebe, kam die Gestalt näher.

Da erst erkannte die junge Holländerin das Grauenvolle.

Der Magier schwebte in der Tat! Und zwar einen halben Meter über dem grob gepflasterten Boden…

Ein würgender Kloß saß in Anja Braaks Hals, drohte sie zu ersticken. Sie war nicht imstande, auch nur den leisesten Ton zu erzeugen, geschweige denn einen Schrei. Auch konnte sie sich nicht rühren. Es war, als ob ihr Körper eine Bleifüllung enthielte. Die zwanzigjährige Schauspielerin, die zu Probeaufnahmen in die schottische Hochmoorstadt Dumfries gekommen war, schlotterte förmlich am ganzen Körper vor Angst und Unruhe. Denn sie stand – vielmehr sie saß – vor einem Untoten, einem Geist!

»Das *Buch der Rache*…«, sagte der Dämon mit dumpfer Stimme, »… was hat deine verdammte Familienbrut damit gemacht – wo ist mein Werk, Anja Braak?« Die Stimme des geisterhaften Magiers Antiquus Moridondus wurde merkbar strenger und schärfer im Ton.

»Ich… weiß … es nicht!«, stammelte Anja Braak mit zitternder, sich überschlagender Stimme. »Wo bin ich … wie kam ich hierher?«, wollte sie mit angstüberwucherter Miene wissen.

»Wie du hier hergekommen bist? Du warst schon immer hier! Noch befindest du dich in dem Haus – in meinem Haus!«

»Ich… ich wurde also gar nicht fortgebracht?«, fragte sie mit brüchiger Stimme. »Aber … die lebenden Lianen, was …«

»… nein, man hat dich nicht fortgeschafft, Anja Braak – und die lebenden Lianen, wie du sie nanntest, waren die Gedanken meiner Mutter …« Damit wies er auf die Alte mit dem zerknitterten Gesicht. Diese lächelte wissend. »Sie ist die Herrin des Leichennetzes!«

»Leichennetz – was hat das zu bedeuten?«, röchelte die Zwanzigjährige grauenerfüllt.

»Sieh hin!« Mit diesen Worten deutete der untote Magier auf seine Mutter.

Und Grauenvolles geschah in diesen Sekunden…

Aus dem von Spinnweben umflossenen Haar der alten Frau mit dem wissenden Blick krochen plötzlich wurmartige, schlauchförmige Gebilde…

Anja Braak schrie angewidert auf. Das Grauen schnürte ihr die Kehle zu. Myriaden der seltsamen, wurmähnlichen Gebilde überzogen bald den ganzen Kopf der Alten und bewegten sich wie lebendige Wesen, die eigenwillig handeln konnten.

Die wurmartigen Schläuche wuchsen zu jenen meterlangen Teufelsgebilden heran, die Anja Braak aus dem Fenster ihres Zimmers gezogen hatten…

Die Alte sah wie die Medusa aus. Unzählige, schlangenartige Gebilde wanden und schlängelten sich um ihren Kopf. Es war ein schrecklicher Anblick, der einem das Blut in den Adern gefrieren ließ…

Die Chancen standen eins zu hundert. Es war schlechterdings unmöglich, dass die beiden Monster eine Flucht zuließen.

»Warum kommt ihr ausgerechnet zu mir, warum haltet ihr mich gefangen?«, wollte Anja Braak wissen. Tränen schossen in ihre Augen.

Narrte sie ein Spuk? Hatte sie im Sog der Ereignisse den Verstand verloren? Doch der Eindruck blieb, die Szene wechselte nicht.

Grauen schnürte ihr den Hals zusammen. Das Geschehen war zu ungeheuerlich, zu unfassbar, als dass sie ihm mit logischem Denken hätte beikommen können.

Anja Braaks Gedanken wirbelten im Karussell.

»Weil wir von dir wissen wollen – wo sich das *Buch der Rache* befindet, mein Täubchen!«, sagte der Magier lauernd.

»Ich weiß es nicht!«, beteuerte sie. Mehrmals presste die blonde Frau die Augen zusammen und öffnete sie wieder. Der Eindruck blieb jedoch. Also doch Wirklichkeit!

Alles war wie zuvor. Die alte Dämonin… ihre monsterhaften, gedanklichen Geschöpfe … der Magier …

Die junge Schauspielerin merkte, wie die Luft plötzlich heiß und drückend wurde, als wenn die Hölle ihre Pforten öffnen würde. Alles schien zu flirren und zu flimmern…

Grauenvolle, schreckliche Bilder entstanden wie aus dem Nichts.

Bilder aus einer längst vergessenen Zeit…

Ein Marktplatz mit einem Scheiterhaufen wurde für Anja Braak sichtbar. Und mitten darauf – Antiquus Moridondus! Flammen züngelten um die hagere Gestalt des schwarzmagischen Zauberers, krochen an seinen Kleidern hoch, hüllten den ganzen Körper ein.

Dazwischen laute Rufe des Pöbels. Hier wurde die Hinrichtung eines Magiers vollzogen!

Eine andere Szene…

Ein düsteres Haus… eine alte Frau, die am offenen Kamin auf einem handgeschnitzten Stuhl sitzt – die Mutter des Hingerichteten!

Ein offenbar schweres, in brüchiges Leder eingebundenes Buch hält sie in der Hand- das *Buch der Rache*! Liebevoll und zärtlich streicht sie über den ledernen Einband…

Die Bilder entmaterialisierten sich wieder.

»Nun hast du gesehen, was mit uns passiert ist, Anja Braak! Und nun: wo ist das Buch?« Die Stimme des Magiers klang ungehalten und lauernd. »Es muss doch in diesem Haus sein!«

In diesen schrecklichen Augenblicken geschah es, dass das Unsichtbare, Dämonische erneut zuschlug.

Schemenhaft zeigten sich wieder die tentakelartigen Gebilde vor Anja Braaks Augen. Was sie daran bemerkte, ließ ihr das Mark in den Knochen gefrieren…

Von den Spitzen der sich bewegenden Tentakel – troff Blut auf ihr Gesicht!

Die junge Holländerin spürte einen reißenden Schmerz, als das Dämonenblut auf sie übertragen wurde – dann nichts mehr…

***

Damona King hatte sich entschieden! Kurzentschlossen hatte sich die schlanke junge Frau mit der Redaktion des Observers in Verbindung gesetzt. Ihr Entschluss stand fest: Sie würde dem Grauen auf den Grund gehen. Denn dass hier Schwarze Mächte einwirkten, stand für sie fest!

Sie hatte sich zum Grundsatz gemacht: wo immer auch die Schwarze Seite erscheinen würde – egal in welcher Form –, sie würde gegenwärtig sein. Sie war aufgewachsen als Kind einer Hexe und hatte sich geschworen, der Herrschaft der Dämonen ein Ende zu bereiten!

Mike Hunter wollte sie begleiten, obwohl er zuerst auf ihren Plan mit Abneigung reagiert hatte. Er wollte nicht, dass sich Damona wieder in Gefahr begab.

Keine Macht der Welt würde die Tochter der Hexe Vanessa King aufhalten!

Das Buch der Rache hing das etwa mit Dämonenrache zusammen?, fragte sich Damona.

»Man kann fest damit rechnen!«, hatte Mike nur gesagt. Er war ihr deshalb behilflich.

Alles war in die Wege geleitet.

Damona King schaute auf den schwarzen Stein, den sie an einer schmalen Silberkette um den schlanken Hals trug. Dieser Stein war ein Erbe ihrer Mutter Vanessa.

Damona hatte diesen magischen Stein in der Stunde von Vanessas Tod überreicht bekommen, die zu Lebzeiten eine geborene Hexe gewesen war, aber der Schwarzen Magie abgeschworen hatte. Durch die Hand des Schwarzmagiers Brodkin wurde Vanessa gemeinsam mit

James King ermordet.
In dem Stein jedoch lebte sie weiter. Im Jenseits wachte sie über Damona. Der Stein stellte dabei die Verbindung zwischen Mutter und Tochter her.
Und sie hörte die Stimme. Es war die ihrer Mutter Vanessa.
»Damona?« Zunächst schwach aber zunehmend deutlicher werdend.
Wie angewurzelt blieb Damona King plötzlich stehen.
Also doch!
Deutlich vernahm sie die Stimme – sie kam aus dem schwarzen Stein!
»Gehe nicht nach Schottland, Damona!«, warnte die Stimme ihrer Mutter. Sie klang wie ein Hauch.
»Warum nicht, Mutter?«
»Gefahr, Kind! Schreckliches geschieht dort… Das *Buch der Rache*…«
Ihre Mutter wusste also Bescheid!
»Was ist damit?«, wollte Damona wissen. Ihre Haut hatte plötzlich eine leichenblasse Farbe angenommen. Es war das erste Mal, dass ihre Mutter so befremdend reagierte.
Die Stimme Vanessa Kings fuhr fort: »Orientiere dich an der Gestalt des Magiers Antiquus Moridondus, Damona… Das Buch der Gesetze ist mit ihm verknüpft … dort liegt das Geheimnis des Magiers …«
In Damonas Gesicht zuckte es. Unter ihren Augen zeigten sich schwärzliche Ringe. Die Anstrengung der letzten Ereignisse um den Dämon Gavabal waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen.
Weiterhin lauschte sie der Stimme in ihrem Hirn.
»Weiter!«, bat Damona.
»Es geht nicht… irgendetwas hindert mich …« Die letzten Worte ihrer Mutter verklangen wie ein Nebelstreif im Morgentau.
Die Stimme verstummte.
Was war nur los? Warum hatte ihre Mutter so abrupt aufgehört zu sprechen? Fragen über Fragen – und doch keine Antwort…
Antiquus Moridondus! Der Name hatte sich förmlich in ihr Hirn eingebrannt. Ein Gefühl der Ruhe durchströmte Damona King. Wie weggefegt waren die Wirrnisse. Sie wusste jetzt genau, um was es ging…
Rasend schnell begann ihr Herz zu hämmern. Noch immer stand sie bewegungslos auf dem Fleck. Auf ihrer Stirn hatte sich klebriger Schweiß gebildet. Dann verließ sie kurzentschlossen das Zimmer, in dem sie ihre Koffer gepackt hatte.
Mike Hunter verengte die Augen zu Schlitzen, als er Damona kommen sah.
»Ist etwas passiert?«, fragte er. Er hatte sich gerade eine Zigarette angezündet, die er jedoch sofort wieder im Ascher ausdrückte. Er ging mit großen Schritten auf Damona zu.
»Sie hat mich gewarnt!«, bekannte Damona.

»Wer – deine Mutter?«
»Ja!«
»Was hat sie dir aus dem Jenseits mitgeteilt?«, wollte Mike Hunter wissen.
»Ich soll nicht nach Schottland!«
»Warum nicht?«
»Es wäre zu gefährlich, hat sie mich wissen lassen!«
»Zu gefährlich? Was meinte sie damit?«, fragte Hunter weiter.
»Das *Buch der Rache*… Antiquus Moridondus …« Damona sprach etwas zusammenhanglos für Mike Hunters Auffassungsgabe.
»Antiquus Moridondus – wer ist das?«, fragte er etwas verunsichert.
»Weiß nicht!«, antwortete Damona, die Stirn in tiefe Falten gelegt.
»Hat dieser Name etwas mit dem *›Buch der Rache‹* zu tun?« erkundigte sich der braunhaarige Mann. Seine ebenso braunen Augen glänzten.
Damona gab keine Antwort. Sie wusste es selbst nicht recht.
»Wir müssen auf jeden Fall dieses Haus erreichen«, sagte sie nur.
»Irgendetwas stimmt damit nicht! Anja Braak wurde bestimmt – und das glaube ich fest – von Schwarzen Mächten entführt. Hoffentlich ist sie noch nicht tot…«, gab Damona zu bedenken. »Scotland Yard hat sich mit dieser Sache ebenfalls betraut. Ich erfuhr es durch den Observer.«
Sie spürte förmlich, dass die Elemente der Finsternis wieder einen Angriff auf sie planten. Vielleicht war Anja Braak nur ein Köder, um sie zu locken? Damonas Gesicht drückte Arglosigkeit aus.
»Es ist bestimmt eine Falle«, brach es aus ihr heraus. »Vielleicht hat sie deshalb nichts darüber verlauten lassen…«
»Was?« Mike Hunter hatte nur mit halbem Ohr hingehört.
»Nichts, schon gut, Mike.« Resigniert schaute Damona aus dem spitzbogigen Fenster.
Draußen pfiff ein kalter Herbstwind übers schottische Hochland und heulte in sämtlichen Mauerecken von King’s Castle und jagte hinweg über die Grampian Mountains mit ihren zahlreichen, rauen Bergspitzen. Dunkle Wolkenfetzen trieben wie übergroße Leichentücher über die Berge und bedeckten das Land.
Damona trug Henry, dem Butler auf, das Gepäck in Mikes Jaguar zu verstauen. Sie wollten direkt nach Dumfries reisen, noch ehe der Abend anbrach.
Dieser Reise stand nichts mehr im Wege. Doch sie sollte reich an Überraschungen sein…

***

Henry Dryser bewohnte ein altes, blatternarbiges Haus inmitten des Sumpfgebietes.

Der Alltag des alten Wilderers bot nichts Überraschendes – außer, wenn er einmal Glück hatte, und sich Kleingetier in seinen aufgestellten Schlingen und Fanggruben verirrt hatte.

Aber das kam zunehmend seltener vor. Und Dryser ärgerte sich darüber, dass nichts mehr auf dieser Welle lief.

Deshalb hatte er heute sein Jagdgewehr, eine doppelläufige Schrotflinte, bei sich. Er trug sie geschultert und stapfte durch das morastige Gebiet, in dem es blubberte, brodelte und schmatzte.

»Wollen wir doch mal sehen, ob ich heute wieder nichts erwische…«, presste er ärgerlich zwischen den gelblichen Zahnreihen hervor.

Im rechten Mundwinkel des Alten klebte eine Selbstgedrehte, die halb aufgeraucht war. Sie roch schlecht, der Tabak war bestimmt auf dem eigenen Acker gezüchtet worden.

Es hielt schon seit Tagen an, dass Henry Dryser kein Großwild mehr erwischte. Manchmal stapfte er acht Stunden im Gelände herum, ohne jedoch etwas zu sichten, geschweige denn zu schießen.

Der Alte spuckte den Zigarettenrest in eine Pfütze, in der gelbliche schmutzige Brühe stand. Zischend erlosch der Stumpen.

Zudem musste sich Dryser vorsehen, dass er nicht von der Forstverwaltung erwischt wurde. Aber daran verschwendete er keinen Gedanken. Und das wurde ihm zum Verhängnis… – nur wusste Dryser das zu diesem Zeitpunkt noch nicht!

Er nahm die doppelläufige Schrotflinte von der Schulter, kippte den Lauf und führte zwei Patronen mit Schrotkörnern ein.

»Hoffentlich knalle ich noch zumindest einen Hasen ab, sonst kann ich zusehen, wo ich etwas zu essen finde!«, meinte er dabei lautstark.

Er merkte nicht, dass er immer weiter in die Nähe des alten Landhauses kam…

Da hörte er das Geräusch – ein Ast krachte!

Da war jemand, der ihn verfolgte!?

Henry Drysers Mundwinkel klappten nach unten. Geistesgegenwärtig warf er sich herum – aber er konnte nichts und niemand entdecken.

Hatte er sich getäuscht?

Gehe lieber zurück ins Haus, Henry!, mahnte ihn eine innere Stimme. Jetzt haben sie dich erwischt!, gellte es ihm durch den Kopf.

Der Alte setzte bedächtig und vorsichtig Fuß vor Fuß. Die Schlammbrühe unter seinen Füßen wirkte wie Saugnäpfe. Nur schwer vermochte der alte Gauner weiterzukommen. Jedes Mal, wenn er einen Schritt tat, füllte sich die Fußspur sofort mit dicker, schmutziger Brühe. Fingerdick klebte der Schlamm auch an seinen Stiefeln.

Es schien Dryser, als käme er keinen Millimeter vom Fleck. Die Angst packte ihn plötzlich und hielt ihn mit eisigen Klauen. Das Grauen schüttelte ihn durch. Er hätte wissen müssen, dass das nur eine gewisse Zeitlang gut gehen würde.

Einmal war es so weit – und jetzt erwischte es ihn!
Offenbar war es ein Forstbeamter, der ihn verfolgte…
Zurück ins Haus!, zuckte es durch sein Hirn.
Wie von Furien gehetzt rannte der Alte, so schnell ihn seine Beine trugen, den schmalen Pfad entlang. Kurzerhand warf er sich die Schrotflinte wieder über die Schulter.
Drysers zerknittertes, an gegerbtes Leder erinnerndes Antlitz war gespannte Aufmerksamkeit. Noch immer hielt ihn die Angst gepackt.
»Hoffentlich erwischen Sie mich nicht!«, raunte er mit rauchiger Stimme.
Aber das war leichter gesagt als getan.
Das Grauen wartete nicht…!
Atemlos erreichte Dryser das alte baufällige und blatternarbige Haus, an dessen Fassade langsam aber stetig der Verputz abbröckelte. Hastig riss er die wurmstichige Bohlentür auf und warf sich förmlich ins Innere.
Stickige, verbrauchte Luft umwob ihn sofort wie ein dichter Mantel aus dräuendem Nebel.
Der Wohnraum war karg und dürftig eingerichtet. Rechter Hand gab es eine große, löchrige Truhe, in der Dryser seine Habseligkeiten aufbewahrte. In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch, auf dem eine dicke Wachskerze stand. Unmittelbar dahinter stand ein altes, vom Rost angegriffenes Bettgestell, bedeckt mit einer dicken Schafwolldecke, die bereits eine Unzahl von Löchern aufwies.
Henry Dryser drückte sofort die dicke Bohlentür zurück in die Angeln und packte anschließend die Flinte mit starkem, festem Griff.
Wenn hier einer eindringen würde, dann…
Knacks…
Das Geräusch kam von draußen – direkt vor seiner Bohlentür!
Die Anstrengung stand Dryser im Gesicht. Womöglich war es der Forstwart? Wie durch Zauberei überzog plötzlich eine Gänsehaut Drysers Rücken.
Wenn es der Forstwart war – dann war er schon gefährlich nahe… und wusste bereits, dass Dryser in der Gegend herumwilderte und auf alles schoss, was sich bewegte.
Eine drückende Luft herrschte plötzlich in Drysers Haus und beschwor einen dicken Schweißfilm auf seiner Stirn herauf. Ein kalter Wind fauchte durch zahllose undichte Ritzen im Mauerwerk, wie aus einer düsteren Gruft.
Ein Geräusch erklang, als wenn jemand gegen die Tür schlüge.
Henry Dryser zuckte zusammen und erstarrte. Ging das Ganze noch mal von vorne los? Wollte man ihn etwa in Ungewissheit wiegen?
Er schlich weiter zurück in das schummrige Halbdunkel.
Eine Zeitlang erfüllte ihn der Glaube, der Forstwart wäre wieder

gegangen und hätte es aufgegeben – da wurde die grob gezimmerte Bohlentür geöffnet! Jemand betrat den schummrigen Raum. Nur ein dunkles Schemen war von dem Besucher zu sehen.

Dryser war für wenige Augenblicke irritiert und kreischte erschrocken auf. Das hatte unwillkürlich zur Folge, dass er den Stecher durchzog.

Ein feuriger Blitz zuckte aus der Schrotflinte, dann verließ die erste Ladung den Lauf. Tausend kleine Bleikörner suchten sich ihren Weg. Die Ladung klatschte genau in die Bohlentür.

Der Alte hatte jedoch erstaunlicherweise schnell wieder die Fassung erlangt und zerdrückte einen leisen Fluch auf den Lippen.

Merkwürdigerweise verursachte der Fremde, der den Raum betreten hatte, keinerlei Geräusche. Nur die schattengleichen Umrisse der Gestalt waren zu sehen – weiter nichts!

Und das war merkwürdig und unheimlich genug!

Wer war der Fremde, der kurzerhand in sein Haus eingedrungen war?

»Ist da jemand?«, rief Dryser laut, so dass es sein Gegenüber nicht überhören konnte.

Doch es geschah nichts dergleichen, alles blieb unheimlich still wie zuvor.

Im Zwielicht des Hauses stand eine Gestalt. Groß, hager und unheimlich wirkte sie. Sie trug altertümliche Kleidung und einen dichten, buschigen Bart.

Zweifellos ein Mann.

Was wollte er?

Drysers Aufschrei zerriss die Stille, als er das Unmögliche erkannte.

Die Gestalt – schwebte über dem Boden!

***

»Wer sind Sie?«, drang es vorsichtig über seine spröden Lippen.

Mühsam richtete er sich auf. Er kam hinter dem Tisch hervor, hinter dem er die ganze Zeit über gekauert hatte. Er hielt die Waffe im Anschlag.

»Dieb, Frevler!«, drang da eine Stimme in seinen Kopf.

»Ich… iich … verstehe nicht…!«, lallte er. Dryser glaubte, der Kopf würde ihm platzen. Gurgelnde Schwärze hüllte ihn plötzlich ein.

Was ging hier vor?

Seine Gedanken irrten durch ein gigantisches Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg zu geben schien.

Wer war der Unheimliche, der den Raum betreten hatte – und der einen halben Meter über dem Boden schwebte?

Vielleicht – sein Mörder?

Es war schier sinnlos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Er wäre

doch zu keinem brauchbaren Resultat gekommen. Ein wahres Gedankenkarussell…

Als der Gedanke ›Mörder‹ in seinem Bewusstsein aufblitzte, durchpulste es ihn siedend heiß.

Was, wenn dieser Gedanke zurecht bestand? Wenn – er wirklich seinem Mörder begegnet war?

Nicht auszudenken, wie er da entrinnen sollte!

Es war wie im Pandämonium!

Nicht auszudenken, welche Qualen dann auf ihn warteten! Was – wenn der Eindringling gar kein normaler Mensch war?

Es war überhaupt alles grauenhaft, kam ihm plötzlich die Erkenntnis.

»Das kann sich ändern, Henry Dryser!«, sagte da eine fremde Stimme in ihm. »Wenn ich es will!«

Dryser schluckte heftig. Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab.

Das Schreckliche wurde ihm in seiner ganzen Tragweite klar – der Unheimliche war kein Mensch! Menschen schwebten nicht über dem Boden, sie gingen mit ihren Beinen und Füßen – dieser Fremde tat es nicht!

Das bärtige Gesicht des Fremden war hart und wie aus Stein gemeißelt.

»Du bist mir restlos ausgeliefert, Dryser!«, sagte er hart. Der Satz brannte sich förmlich in sein Bewusstsein. »Wir sind uns noch nie zuvor begegnet – und doch kennen wir uns!«

»W-Was… wollen Sie? Was … haben … Sie … mit mir … vor?«, stotterte Dryser und hob die Waffe erneut, den seltsamen Fremden genau anvisierend, der vor ihm … schwebte.

»Das werde ich dir noch früh genug offenbaren, Dryser. Es eilt nicht«, antwortete der Bärtige mit kratziger Stimme. »Du wirst noch sehr schnell erfahren, was ich mit dir zu tun gedenke!«

Dryser krächzte aufgeregt. Ein dicker Kloß in seiner Kehle würgte ihn. Sein ganzer Körper schien plötzlich zu schmerzen. Seine Zunge lag wie ein ausgetrockneter Schwamm in seinem Mund, drohte ihn zu ersticken. Scharf wie Messer hatten sich die Sätze des Fremden in sein Hirn eingeschnitten.

Noch durchschaute der Alte das rätselhafte Spiel nicht, das man mit ihm trieb. Alles war zu irrwitzig und verworren, als dass er die Gedanken chronologisch zu ordnen vermochte.

Die Fratze des Fremden hatte nichts Menschliches mehr an sich.

War es ein Dämon – ein Geist aus dem Jenseits?

Alles deutete darauf hin.

So sah kein normaler Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts aus!

Und plötzlich drang eine zweite Gestalt ein – nein, zwei waren es.

Zwei Frauen…

Und diese Wesen waren zwei Monster! Drysers Angstschrei war

meilenweit zu hören, als er abermals den Abzug durchzog…

Doch das Leichennetz umwob ihn längst, eine Ausgeburt des Schreckens…

***

Sie waren erst eine kurze Zeit unterwegs, als das Gewitter losbrach.

Wahre Sturzbäche ergossen sich auf den Jaguar, der mit unvermindert hoher Geschwindigkeit über die regenüberspülte Dorfstraße in Richtung Dumfries fuhr.

Mike Hunter hatte es sichtlich schwer, den Wagen unter Kontrolle zu halten. Wehe, wenn er von der Straße abkam…

Wehe deshalb, weil rechts eine steile, zerklüftete Schlucht in die Tiefe führte. Wenn der Wagen von der Straße glitt, würde er unweigerlich dort unten in seine Einzelteile zerschmettert.

Neben ihm saß Damona King auf dem Beifahrersitz. Sie hatte während der ganzen Fahrt über noch kein Wort verlauten lassen.

Ihr Gesicht war maskenhaft starr, als ob sie sich auf etwas konzentrierte, über das sie sich heftige Gedanken machte.

»Was ist denn, Damona?«, unterbrach Mike die herrschende Stille.

»Warum so schweigsam?«

»Sie meldet sich nicht mehr«, erwiderte Damona, während sie den schwarzen Stein mit der rechten Faust umklammert hielt. Auf ihren Knien hatte sie eine Straßenkarte ausgebreitet.

Hunter musste das Mädchen wegen seiner Gelassenheit beneiden.

Sie war ruhig und still wie ein Lamm. Aber Damona konnte auch anders sein…

Eine unheimliche, bedrückende Vorahnung stahl sich in Damonas Bewusstsein, und sie spürte beinahe körperlich, dass die Zukunft etwas Rätselhaftes und Gefährliches barg.

Damona King hielt den Atem an und sah aus dem Wagenfenster.

Dicke schwarze Wolkengebirge führten hoch am Himmel ihre bizarren Tänze auf. Heulend jagte der orkanartige Wind über die Highlands, peitschte durch kahle Büsche und rüttelte in blattlosen Zweigen der Bäume, als ob eine unsichtbare Riesenfaust daran schüttelte: Die Luft war beißend kalt und roch nach Regen. Bald würde der trübe, verwaschene Himmel seine Schleusen öffnen und Regen über die langen Gebirgsketten der Grampian Mountains niederprasseln.

»Wie weit ist es noch?«, fragte Mike, um das Schweigen zu brechen.

Sie fuhren auf einer alten Landstraße, deren Asphalt grau und löchrig war und dringend einer Erneuerung bedurft hätte.

Hügeliges Gelände, groß gewachsene, blattlose Bäume und graugrüne Felsformationen bestimmten das Landschaftsbild. Dahinter wurde der Boden flacher, aber dafür drängten sich zerklüftete Felsen

in den Mittelpunkt und bildeten in der schummrigen Atmosphäre seltsame Formationen. Manchmal erinnerten sie an riesige, geduckte Ungeheuer, die den Atem anhielten.

»Es ist nicht mehr weit«, antwortete Damona auf Mikes Frage. Sie deutete nach links in die vermutete Richtung. »Dort hinter der kleinen Gebirgskette.«

In der angegebenen Richtung ragten dunkle, bewaldete Hügel auf.

Die kahlen Wipfel der hochgeschossenen Tannen und Fichten berührten fast den regenträchtigen Wolkenhimmel.

»Es gibt dort einen direkten Weg, der nach Dumfries führt, Mike«, fuhr Damona fort.

Sie durfte nicht länger zögern und dadurch wertvolle Zeit verlieren, wenn die Elemente der Finsternis erneut zuschlugen…

Damona hegte daran längst keine Zweifel mehr, dass die Jenseitsmächte hier kräftig mitmischten. Für sie stand eines felsenfest: Die holländische Schauspielerin Anja Braak war von dämonischen Mächten entführt worden!

Damona trug einen hauteng sitzenden schwarzen Hosenanzug aus Satin. Um ihre Hüften hatte sie einen schwarzen Ledergürtel mit Silberschnalle gelegt. Sie sah aus wie eine Göttin, die in einen Kampf zog. Sie war so zart – und doch mutig. Ihr langes, an das schwarze Gefieder eines Raben erinnernde Haar berührte sanft die weichen Rundungen ihrer Brüste. Ihre dunklen Augen glühten wie Kohlen.

Nie hätte sie den Mächten und Elementen der Finsternis die Chance gegeben, Trümpfe zu ziehen.

Sie strengte ihre Augen an, und ihre Blicke durchbohrten förmlich die dunklen, zerklüfteten Felsen, als ob hinter jedem Einzelnen ein Dämon auf sie lauerte.

Ihre Lippen – voll und rot – zuckten und bildeten einen harten Strich in ihrem gebräunten, ebenmäßigen Gesicht.

»Es wird Zeit, dass wir diesen finsteren Höllenmächten endlich ihr dämonisches Handwerk legen«, sagte Mike unvermittelt mit einer Spur Bitterkeit.

Es war leichter gesagt als getan… höllische Mächte, Geister, Hexen und Dämonen konnten überall auf der Welt sein und ihr schwarzmagisches Wirken entfalten.

»Dazu müssten wir schon die ganze Welt bereisen«, konstatierte Damona mit einem Anflug von Sarkasmus. Sie faltete die Straßenkarte, die bisher auf ihren schlanken Schenkeln geruht hatte, zusammen und verbarg sie wieder im Handschuhfach des Jaguar.

Mittlerweile hatte Regen eingesetzt. Es prasselte nur so auf den Wagen herab, als wenn ein Unsichtbarer einen ganzen Eimer Erbsen ausleerte.

Die Luft war grau, düster und knackig kalt. Die ersten Nebelschlieren

wogten wie Geistwesen vor der Windschutzscheibe; dürre Nebelfinger wirkten wie überdimensionale Schlangen aus Ektoplasma, das sich jeden Augenblick zu einer Geistgestalt manifestieren konnte.

Der silbergraue Jaguar Mark V Mike Hunters lag wie ein Brett auf der Fahrbahn. Der junge Mann war ein ausgezeichneter Fahrer, was er wieder mal bewies. Und bei dem Sturzregen war es verdammt schwer, den richtigen Verlauf der schmalen Straße zu erkennen.

Die Scheibenwischer vermochten die Regenflut kaum zu bändigen.

»Mistwetter!«, fluchte Mike zwischen den Zähnen hervor. Es klang leise aber bestimmt.

Noch immer hielt Damona den schwarzen, tropfenförmigen Stein umfasst. Durch dieses Objekt war Damona King in der Lage, weißmagische Kräfte zu beschwören, die normalerweise tief verborgen waren. Er war Kraftspender für sie und so etwas wie ein Katalysator, der eine geistige Verbindung zwischen Damona und ihrer Mutter Vanessa aufrechterhielt.

Das von Vanessa zitierte *Buch der Rache* bedeutete zusammen mit dem Magier Antiquus Moridondus eine ernst zu nehmende Gefahr.

»Glaubst du, dass…«, setzte Mike an, wurde jedoch von Damona kurzerhand unterbrochen.

»Wir sollten nicht reden, sondern handeln!«, sagte sie bestimmt, die schmalen, schlanken Hände zu Fäusten ballend.

Dieser Meinung war auch Mike Hunter. Der ehemalige Versicherungsdetektiv nickte inhaltsschwer.

Damonas Stimme klang dunkel und ehrfurchtsvoll, als sie sagte:

»Wir müssen uns ganz auf die vorliegende Aufgabe konzentrieren, Mike. Es wird schwierig werden und gefährlich. Glaub es mir!« Ihre Augen schlossen sich. Die dunklen, seidigen Wimpern berührten fast ihre Wangen. »Moridondus dient dem Satan. Seine Mutter Saxona, die Hexe, ebenfalls.«

»Na, das kann ja sehr heiter werden«, entfuhr es Mike. Seine Lippen waren verkniffen und bildeten einen harten, schmalen Strich in seinem gebräunten Gesicht.

Der schwarze Stein schien in Damonas Hand zu pulsieren, als ob organisches Leben in ihm wirkte. Der Blick des jungen Mädchens war in eine imaginäre Ferne gerichtet und steinhart.

Dieser verdammte Dämonenmagier mit seiner Hexenmutter würde ganz bestimmt nicht zögern, Anja Braak zu töten.

Falls sie überhaupt noch am Leben war…

Die Chancen dafür sanken zusehends.

Die Mächte der Hölle waren beschworen worden, und Satan würde ein Opfer nicht verschmähen.

Grausig… und doch wahr!

Und hol’s der Teufel – Damona würde alles daransetzen, den Magier

und seine Hexenmutter auszulöschen!

***

In diesen Minuten wurde Henry Dryser mit Schwarzen Künsten konfrontiert. Er erkannte das Grausige, und er begriff, wie wehrlos er doch war.

Wie ein Nadelstich drang das Schreckliche in sein Bewusstsein, pflanzte sich durch sämtliche Glieder fort.

Die Dämonischen lachten schauerlich und machten sich über ihn lustig.

Dryser hob die schwere Flinte und drosch damit auf die schlauchartigen, tentakelhaften Schnüre ein, die ihn packen wollten. Woher sie eigentlich kamen – das wusste Dryser nicht. Er registrierte lediglich die beiden Frauengestalten, die im fahlen Licht des Mondes vor seiner Tür standen.

»Was soll die lächerliche Kugelspritze?«, höhnte der bärtige Dämon. Seine Stimme klang überheblich.

Dryser wollte auf dem Absatz kehrt machen und aus der baufälligen Hütte rennen.

Nichts…

Er klebte förmlich auf dem harten Lehmboden.

Eine magische Sperre?

Im Nu begriff er, dass er diesen Wesen nicht gewachsen war.

Obwohl sein Herz wie eine Dampframme gegen die Rippenbögen pochte, versuchte Dryser, der stets als alter Manndukannstmich-Typ manche verzwickte Situation gemeistert hatte, eine List.

Gehe zum Schein auf sie ein!, fieberten seine Gedanken.

Dryser zeigte seine gelblichen Zahnreihen, die anpoliertes Elfenbein erinnerten. Er lächelte verschmitzt.

»Okay, was wollt ihr von mir?«, fragte er, seinen ganzen Mut zusammennehmend. »Ich steh euch gerne zur Verfügung…«

»Er macht sich über uns lustig«, lispelte eine kratzige Stimme.

»Töte ihn, Moridondus!«, eine andere Stimme.

Die beiden Frauen kamen näher. Dryser bekam sie voll ins Blickfeld und musste einen Schreckensruf unterdrücken.

Zwei hässliche Monster schoben sich auf ihn zu.

Eine alte und eine jüngere Hexe!

Grausig sahen sie aus – wie Gorgonen!, zuckte es durch Drysers Hirn.

Eisig kaltes Entsetzen packte ihn, als er sah, dass die seltsamen

»Tentakel« aus dem Kopf der Alten ragten und sich wie lebende Riesenwürmer um ihn wanden.

Dryser feuerte…

Einmal… zweimal …

Die Flinte spuckte die Schrotkörner wie tausend giftige Hornissen

aus. Deutlich registrierte Dryser, wie die Bleistücke in die Körper der beiden monsterhaften Frauen klatschten.

Keine Wirkung…

Es war zum Verrücktwerden! Dryser glaubte, sein Herz würde jeden Augenblick aus seinem Brustkorb in die Hosentasche sacken.

Die Bleigeschosse nutzten nichts!

Teufelswerk.

Er war diesen schrecklichen Dämonen hilflos wie ein Neugeborenes ausgeliefert.

Mächtig heiß wie ein feuriger, gezackter Blitz, drang die Erkenntnis in sein Bewusstsein. Dryser hatte nicht die geringste Chance!

Die drei Monsterhaften verbauten ihm die winzigste Fluchtmöglichkeit.

Henry Dryser wurde schwindelig. Sein Adamsapfel hüpfte wie ein Tennisball auf und ab, als er schluckte.

Hier hatte er sich gründlich verrechnet.

Ein modriger, muffiger Geruch nach alten Kleidern und Verwesung lag in der vor Spannung knisternden Atmosphäre des Grauens.

Das feine, spinnennetzartige Gewebe aus lauter kleinen Tentakelfäden, hatte schon seinen halben Unterleib eingewoben, so dass Dryser wie ein Kokon aussah.

Und jetzt fielen ihm auch wieder die alten Prophezeiungen ein, die man sich früher an langen Winterabenden vor knisterndem Kaminfeuer erzählt hatte. Die alten Geschichten warnten vor ihm – dem Schwarzen Magier Moridondus…

Um niemand anderen sonst konnte es sich handeln – nur, was wollte dieser Höllenmagier von ihm?

Dryser bettelte wie ein Kind. »Um Himmels willen, was habe ich euch denn getan…?«, jammerte er.

»Schweig!«, brüllte der Magier. »Und erwähne dieses Wort H-i-m-m-e-l nicht mehr, hörst du?«

»J-Ja!« Drysers Stimme klang wie ein Hauch. Kraftlos sanken seine Arme zu beiden Seiten des Körpers hinab, als würde ihm plötzlich sämtliche Muskel- und Geisteskraft entzogen.

Er war, willenlos wie eine Puppe, den Dämonen ausgeliefert.

Die Warnungen der Alten erfüllten sich in diesen Minuten des Schreckens.

»Du hast dir dein eigenes Grab geschaufelt, Dryser!«

Das Entsetzen zerschnitt Dryser fast das Herz.

Wie ein Unwetter war das Grauen mit all seiner Vielfalt über den von der Wilderei lebenden Menschen gekommen.

Zu schnell, als dass sein menschlicher Verstand den Dingen hätte beikommen können.

Und ebenso schnell überstürzten sich die Ereignisse…

Die Horrorwesen waren plötzlich da gewesen. Sie hatten irgendwo im Verborgenen gelauert. Es waren Diener der Finsternis, Schergen des Satans. Sie würden mit ihm bestimmt nicht viel Federlesens machen, sondern schlugen sofort zu, als sie Dryser in der Zange hatten.

Das netzartige, klebrige Gespinst reichte jetzt schon fast bis über die Brust. Noch immer hielt der alte Mann krampfhaft die Flinte umklammert wie den rettenden Strohhalm.

Bedeutete die Flinte Rettung für ihn – in auswegloser Situation?

Er zerbiss einen Fluch auf den Lippen, weil er sich einfach so hatte überrumpeln lassen!

Doch – hatte er die Wahl gehabt?

Nein, bestimmt nicht!

Flucht war ein Wunschtraum für ihn geworden. Und dieser Wunschtraum wurde schier unerreichbar für ihn. Dryser sah all seine Felle fortschwimmen, samt dem obligatorischen Strohhalm.

Der Alte taumelte unsicher zurück, presste sich mit dem Rücken gegen das kalte, morbide Mauergestein.

Wenigstens hatte er Rückendeckung!

Seine drei Gegner setzten sofort nach.

Der brachiale Druck um seinen Körper nahm zu, als wenn er in eine Presse geraten wäre.

Ein Schmerzensschrei entfloh seinen Lippen. Am liebsten hätte er noch lauter geschrien, um Hilfe gebrüllt; doch das Grauen schnürte ihm wie eine Würgefessel die Kehle zu.

Etwas sirrte durch die Luft.

Dryser ließ sich in die Hocke fallen, als er den schneidenden Luftzug spürte.

Sein Herz setzte einen Schlag lang aus. Für wenige Momente schloss er die Augen. Er öffnete sie wieder: das gleiche Bild!

Er wünschte sich mit einem Mal inständig, dass alles nur eine grauenhafte Halluzination war.

Es war keine.

Die drei Höllenmonster existierten in der Tat!

In letzter Minute – und das im wahrsten Sinne des Wortes – war er einem der mit eigenständigem Leben erfüllten Nesselfäden der Hexe entkommen.

Er konnte nicht schreien. Das Grauen presste sich förmlich auf seinen Mund.

Sein wahrscheinlich bevorstehender Tod schwebte wie ein Damoklesschwert über seinem Haupt. Jede Sekunde konnte es herabzucken…

»Frevler! Dieb!«

Tausendfach verstärkt drangen die kehlig gesprochenen Worte an

sein Ohr.

Warum nannten sie ihn einen Dieb und Frevler? Er hatte doch gar nichts…

»Denke an das *Buch der Rache*, Nachkomme meines Henkers!«, rief der Magier halblaut.

Was hatte das zu bedeuten? Was meinte der Höllenmagier damit?

Er war doch kein Nachkomme eines Henkers… – oder doch?

»Ich bin über alles informiert«, bemerkte der Magier. »Sir Robert McDryser, dein tausendfach verfluchter Vorfahr, hat den verräterischen Frevel verübt…«

»Was – was für einen Frevel?«, stockte Henry Dryser schreckerfüllt.

»Das Buch«, sagte Moridondus, der Schwarzmagier. »Es ist das Buch, Dryser, das ihm keine Ruhe gelassen hat – er wollte es um jeden Preis besitzen, denn die Kräfte der Hölle wohnen dem Folianten inne!«

»Kräfte – der Hölle?«

»Ja!«

Moridondus gab keine Antworten mehr auf Drysers Fragen, sondern kam auf den Wehrlosen zu.

»Du kennst das alte Landhaus, Dryser?«, fragte der Dämon lauernd.

»J-Ja, kenne ich…« Die Augen des Alten quollen fast aus den Höhlen, als er das verzerrte, leichenfahle Gesicht vor sich sah.

»Dort wirst du sterben…«

***

Die Menschen in Dumfries hatten sich verändert und waren von Misstrauen erfüllt. Es war eine gewisse Eigenart der abseits wohnenden Highländer. Der Ort war lediglich ein kleiner Fleck auf der Landkarte. Nicht besonders groß und anziehend. Hier glaubte man noch an die Überlieferungen der Vorfahren, an die zahlreichen Erzählungen, die sich um alte Schlösser und Burgen, um Geister und Gespenster rankten.

Irgendwie spürte jeder fremde Besucher, der mal nach Dumfries kam, dass die Einheimischen ernst und verschlossen gegenüber ihrer Umwelt waren.

Dumfries besaß ein kleines Hotel, zahlreiche Pubs und ein neu erbautes Rathaus. Der Tourismus hatte hier noch nicht groß Einzug gehalten. Besucher wurden immer seltener.

Das merkte auch Damona. Denn wo sie auch hinschaute, sie erntete nichts als strenge, misstrauische Blicke. Seien sie von Erwachsenen oder Kindern.

Das hatte seinen Grund.

Man sah nicht gerne Besucher und fremde Menschen im Ort.

Mit was das wohl zusammenhing, wusste Damona zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Es war, als ob eine unbeschreibliche Furcht vor etwas über den Menschen lauere.

Was war es?

Die drückende Einsamkeit der Highlands? Die Angst vor dunklen Mächten?

Langsam wurde es düster. Die Dämmerung kam wie ein schwarzes Tuch, hüllte die Täler und Gipfel der Berge ein.

Wie weiße Watte wogten die Schlieren des aufkommenden Abendnebels um Mikes Jaguar Mark V. Im Norden lugten die sattgrünen Felder und Wiesen auf den sanft ansteigenden Hängen hervor. Weiter östlich grüßten die dunkelgrünen, spitzen Wipfel der Tannen- und Fichtenwälder. Unmittelbar daneben begann das Hochmoor. Von dort aus trieben dräuende Nebelschwaden nach Dumfries. Vor wenigen Tagen hatte leichter Frost eingesetzt, und an zahlreichen Stellen der Bergketten schimmerte es weiß. Eine dünne Eisschicht lag auch auf den spitzgiebeligen Dächern der alten und zum Teil blatternarbigen Häuser.

Irgendwo, in unbestimmter Ferne, lag das Ziel: das Landhaus Anja Braaks. Mike steuerte den Wagen durch eine enge, baumbestandene Allee. Der Boden war feucht und glitschig. An tiefer liegenden Bodenstellen hatten sich Pfützen gebildet, in denen schmutzig gelbes Wasser schillerte. Morgens waren sie mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, und es knackte und knirschte, wenn man darüberlief.

Mike stoppte den Wagen vor dem *Oldtimer*. Der Schuppen war das einzig brauchbare Hotel in Dumfries. Er wirkte nicht gerade anheimelnd und einladend. Aber was soll’s – Hauptsache sie hatten erst mal eine Unterkunft. Alles Weitere würde sich ergeben.

Damona glättete ihre Satinbluse und ordnete ihr rabenschwarzes Haar, das sie in der Mitte gescheitelt trug. In ihren dunklen Augen blitzte es, als sie den Jaguar verließ.

Die Luft schmeckte nach Eis, war aber klar. Wahrscheinlich stand eine kalte Nacht bevor.

Mike zog fröstelnd die Schultern hoch. »Ich fühl mich wie in einem Eiskeller, brrrrrr«, schüttelte er sich.

Damona hatte da keine Bedenken. Sie war gut und warm angezogen. Ohne es eigentlich zu wollen, lenkte sie den Blick auf die alte Dorfkirche, die sich in unmittelbarer Nähe des *Oldtimer* befand.

Das graugrüne Gemäuer wirkte nicht gerade vertrauenerweckend.

Im Gegenteil. Es wirkte eher wie eine altehrwürdige Trutzburg.

Bei dem Gedanken daran drängten sich wieder Gedanken an Dämonen, Hexen und Geister in Damonas Bewusstsein durch. Sie spann diese Gedanken weiter und stellte sich in ihrer Fantasie vor, welche Geister oder Dämonen wohl in dem alten Landhaus der vermissten Holländerin agierten.

Der Schatten ihrer verstorbenen Mutter Vanessa lag stets wie ein dunkles Tuch über ihr, das sie gegen den Einfluss schwarzer Elemente und Mächte abschirmte. Eigenartigerweise fühlte sich Damona King, wo immer sie sich auch befand, mit den Mächten der Jenseitswelt konfrontiert. Immer dann fiel ihre eigenwillige Unbefangenheit von ihr ab.

Immer verfolgte sie der Gedanke, dass ihr ein anderes Schicksal zuteil geworden war, als das bei anderen jungen Mädchen normalerweise der Fall gewesen wäre.

Mike Hunter winkte lässig ab, als ahne er, was in seiner hübschen Freundin vorging.

»Was starrst du so auf den alten Kasten?«, fragte er und harrte einer Antwort.

»Es… ach nichts, Mike. Schon gut!«, schnappte Damona unbeirrt ab.

Die beiden hatten mittlerweile ihre Reiseutensilien aus Mikes Jaguar gepackt. Damonas sattroter Reisekoffer mit den massiven Messingbeschlägen stand neben dem rechten Hinterreifen, unmittelbar neben ihr. Mike verfügte über eine Raum sparende Reisetasche aus schillerndem Lackleder.

»Ja ja, so ergeht es euch attraktiven Frauen eben«, sagte Mike.

»Müssen immer gleich den halben Kleiderschrank im Koffer verfrachten…«

»Ha ha«, machte Damona nur, und ihre Augen schienen zu sprühen. »Für euch Männer reicht ja gerade ein Jeansanzug, oder?«

»Wir sind nun mal nicht so kompliziert, Darling«, meinte Mike grinsend.

»Ja, ich weiß«, unterbrach Damona ihren braunäugigen Freund mit dem energischen Kinn. Mike wirkte manchmal wie ein zu groß geratener Junge. Aber gerade das war es, was Damona so an ihm schätzte. Er war ein sich natürlich verhaltender Mensch, der fast immer zu einem Spaß aufgelegt war und mit dem man Pferde hätte stehlen können. Mike bewies das oft ohne eine Spur von Überheblichkeit. Er wäre für sie sogar durchs Feuer gegangen.

Mike schmunzelte. Er fuhr sich über seinen schlanken Nasenrücken. Seine Nase war ein wenig gekrümmt. Zusammen mit dem markanten Kinn gab sie Mike ein betont männliches Aussehen.

Es war Anfang November, und dementsprechend sah die Gegend auch trostlos und verlassen aus. Sobald sich der erste Frost zeigte, verkrochen sich die Einheimischen in ihre warmen Behausungen.

Kahle, blattlose Bäume reckten ihre dürren Äste zum bleigrauen Himmel. Sie erinnerten an dürre Geisterfinger, die den wolkenverhangenen Himmel zu greifen drohten.

Mike war zu Anfang misstrauisch gewesen, als Damona King den Plan ins Auge gefasst hatte, sie wolle nach der verschollenen

Holländerin Anja Braak forschen, deren Verschwinden auf das Wirken schwarzmagischer Mächte zurückzuführen war.

»Quatsch, es gibt keine Geister und Ungeheuer«, glaubte sie sich zu erinnern, dass Mike mal gesagt hatte, als er noch nicht mit übernatürlichen Mächten konfrontiert worden war.

Inzwischen war er eines Besseren belehrt worden.

Trotzdem hatte er versucht, Damona von ihrem Vorhaben abzubringen. Aber dem Tatendrang des jungen Wesens war er nicht gewachsen. Er hatte sich fügen müssen.

Damona erinnerte sich noch genau an den reißerisch aufgemachten Bericht im *Observer*. Er hatte fast wie eine Horror-Story geklungen, zumal noch die Rede vom *Buch der Rache* gewesen war. Sie war sich sicher, dass alles stimmte und nicht aus den Fingern gesogen war.

Im Hotel angekommen, gönnten sie sich erst mal einen kräftigen Kaffee mit einem ordentlichen Schuss Strohrum.

Langsam spürten die beiden, wie ihre Lebensgeister wiederkehrten, und mit dieser soliden Unterlage im Magen vergaß Mike schnell wieder sein Frostgefühl, das er die ganze Zeit über verspürt hatte.

Anschließend kippte er noch einen scharfen selbst gebrannten Whisky die Kehle hinab. Dabei blickte er auf Damona, die noch an ihrem Rumkaffee nippte.

Ja, dieses Mädchen hatte die Macht, ihm den Kopf endgültig zu verdrehen. Nur in ihrer Nähe fühlte sich Mike ausgelassen und fröhlich. Er verspürte etwas Tieferes für Damona – er liebte sie, und sie war ihm ebenso zugeneigt und erwiderte seine Gefühle. Seit ihrer ersten Begegnung auf King’s Castle hatte sich Mikes Leben von Grund auf geändert.

Seit dem Tod von Damonas Eltern fühlte er sich irgendwie für dieses Mädchen verantwortlich. Er war mehr für sie als nur ein beratender Freund und Lebensgefährte.

Am Himmel türmten sich bleigraue Wolken. Obwohl es längst Nachmittag war, vermochte die Sonne nicht, die schwere Wolkendecke zu durchdringen. Die Atmosphäre schimmerte wie altes Blei.

Mike wandte sich wieder an seine Gesprächspartnerin. »Wann gedenkst du, dieses alte Landhaus näher unter die Lupe zu nehmen?«, wollte er wissen. Er sagte es betont leise.

Sie hatten nicht falsch gedacht, sich im *Oldtimer* einzuquartieren.

Obgleich es von außen nicht besonders attraktiv wirkte, war es doch ordentlich und verfügte über gemütliche Zimmer.

Das *Oldtimer* besaß gegen die Hinterfront zu einer großzügig angebauten Terrasse, von der aus man auf den unmittelbar darunterliegenden Parkplatz sehen konnte. Mike hatte dort seinen Jaguar abgestellt, weil er da seiner Meinung nach besser stand als vor

dem Hotel.

»Wenn die Zeit gekommen ist«, erwiderte Damona gedankenversunken, mit dem Silberlöffel im nachtschwarzen Rumkaffee rührend.

»Wie?« Mike verstand die Deutung nicht gleich richtig.

»Ma wird sich bestimmt noch einmal melden, Mike. Ich weiß nicht, weshalb sie auf irgendeine Art daran gehindert wurde, mir damals näher Auskunft zu geben…«

»Ich weiß, dass du von deiner Mutter Hexenfähigkeiten geerbt hast. Zwar noch geschwächt, aber immerhin genug, um die Dämonenbrut in den Abgrund zu stürzen.«

Damona zeigte den Anflug eines schwachen Lächelns. »Vielleicht hast du Recht, Mike.«

»Ganz bestimmt wissen die schwarzmagischen Entführer Anja Braaks noch nicht, dass wir bereits in Dumfries eingetroffen sind…«, konstatierte Mike. Seine Stirn war in Falten gelegt, zwischen seinen Augen zeigte sich eine tief gekerbte Furche, ein sicheres Zeichen dafür, dass er gespannte Nachdenklichkeit war.

Damona wünschte sich inständig, dass Mikes Vermutung der Tatsache entsprechen möge. Sie wollte die Brut des Grauens sich in Sicherheit wiegen lassen, um dann plötzlich zuzuschlagen. Wenn es ihr aber nicht gelang, die niederländische Schauspielerin zu befreien und den Schwarzen Magister zu bannen, dann…

Das schwarzhaarige Mädchen wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu führen. Sie wollte nicht Dinge im Voraus bestimmen.

Mike strich Damona übers Haar. »Wir werden es schon schaffen«, sagte er zuversichtlich.

Jetzt lachte Damona. »Drück uns beide Daumen, Mike.«

»Du hast Recht«, sagte er. »Eine ordentliche Portion Glück werden wir nötig haben…«

***

In dem muffig riechenden Gewölbe herrschte eine beinahe erdrückende Finsternis.

Irgendwo war das monotone Plätschern von Wassertropfen zu vernehmen. Woher genau das Geräusch kam, vermochte man nicht zu deuten. Es schien überall zu erklingen.

Ein gänsehauterzeugendes Fiepen, Kratzen und Rascheln war zu hören. Ratten!

Wahrscheinlich befand er sich in einem Turm oder Schacht. Seine Hände berührten kalten, feuchten Boden. Er stieß mit den Fingerspitzen gegen etwas Weiches und zuckte fast noch im selben Augenblick zurück, einen leisen Schrei auf den Lippen.

Quiekend stahl sich eine Ratte davon. Der Schädling hatte ihn in die

Hand gebissen. Feucht und warm sickerte das Blut aus der kleinen, hufeisenförmigen Wunde.

Dryser kümmerte sich nicht darum. Er vergaß den Schmerz und grub seine Zähne in die Unterlippe.

Er glaubte, das Pochen seines eigenen Herzens zu vernehmen, welches wie eine bleischwere Kugel gegen seine Rippen donnerte.

Das Blut rauschte in seinen Ohren. Er dachte an Flucht.

Aber das würden diese Monster keinesfalls zulassen.

Vielleicht hatte der Schwarze Magister überall magische Sperren und Fallen angebracht, die aktiv wurden, sobald er flüchten wollte?

Ihm war plötzlich mulmig zumute.

Eigenartig, dass er nicht schon früher auf diesen Gedanken gekommen war.

Wie hatte der Dämonenmagier doch gleich gesagt: Mit dem *Buch der Rache* besitze er den Schlüssel zur Macht?

Henry Dryser maß dem zitierten *Buch der Rache* eine ernst zu nehmende Bedeutung bei. Dieses verdammte Teufelswerk war diesem Magister abhanden oder vor mehr als fünfhundert Jahren entwendet worden – und er sollte dafür büßen, was einst sein Vorfahr angerichtet hatte?

Das Grauen schüttelte Dryser bei dieser Feststellung durch und jagte ihm eine eisige Gänsehaut über den Rücken.

Dieser Adept des Satans würde ihn glatt umbringen, wenn er sich nicht eines Besseren besann.

Woher wollte er eigentlich wissen, dass Dryser genau zu sagen vermochte, wo der schwarzmagische Foliant zu finden war? Das war doch absurd!

Oder… Tatsache!

Aber verdammt in alle Ewigkeit – er wusste nicht, wo er das von Teufelshand geschriebene Buch vorfinden sollte!

»Es wird dir schon noch einfallen!«, sagte da eine Stimme aus dem Dunkel.

Im Nu geriet die Luft um Dryser herum in Bewegung, als würde sie brodeln und überkochen.

Schemenhafte Gestalten und Schatten zeigten sich. Dann materialisierte sich die Gestalt des Schwarzen Magisters aus dem gähnenden Schlund der Finsternis.

Ein fanatischer Ausdruck lag in den farblosen Augen des Dämons.

Ein wildes Feuer schien darin zu flackern. Der rabenschwarze Bart, durchwirkt von einzelnen Silberhaaren, knisterte.

Mit glühenden Blicken betrachtete Moridondus den ihm hilflos ausgelieferten Wilderer, von dem er glaubte, er könne ihm ein Geheimnis entlocken, dem er große Bedeutung zumaß.

Es würde ihm schon gelingen, dachte der Dämon.

Das *Buch der Rache*!

Sein ganzes Können, sein ganzes Leben hatte Antiquus Moridondus diesem Folianten gewidmet, den er anschließend Asmodis vor die Füße gelegt hatte, damit dieser sein Siegel einbrannte.

Eine beinahe fanatische Besessenheit glitzerte in Moridondus' eisigen Blicken.

Mit diesem Buch hatte er die Welt in der Hand!

In welche Richtung würden sich die Geschehnisse entwickeln?, fragte sich Dryser im Stillen.

Moridondus brachte seinen von einem tiefen Grinsen gekerbten Mund dicht an Drysers Ohr: »Nun, willst du mir endlich verraten, wo ich mein Werk finden kann?«, fragte er in scharfem Ton.

»Ich… ich – ich weiß es wirklich nicht«, jammerte Dryser los.

»Mich führst du nicht hinters Licht, Menschenwurm!«, brüllte der Schwarzmagier. »Nicht umsonst habe ich mich des Beistands Asmodis' versichert.«

Henry Dryser versuchte, die Fesseln an seinen Händen zu lockern.

Nichts…

»Bitte, lass mich raus hier!«, bettelte er.

»Halt endlich das Maul, du alter Jammerlappen!«, brüllte der Schwarzmagier voller Zorn. »Dieser Turm wird dein Grab – wenn du mir jetzt nicht endlich mitteilst, wo der Foliant ist…«

Dryser antwortete nicht und erntete dafür einen Schlag mitten ins Gesicht.

»Los, sammle endlich deine Gedanken und sag es mir, Henry Dryser – oder besser: McDryser!«, donnerte der Magister wie ein grollendes Unwetter. »Ihr verfluchten McDrysers habt schon immer mit der Inquisition unter einer Decke gesteckt. Dir sehe ich's auch an, dass du Dreck am Stecken hast!«

»Na und?«, schluckte Dryser. Er senkte den Blick.

»Dein Vorfahr, dieser Henkersknecht – hat ihn versteckt, wie?«

»Bitte, ich weiß es nicht«, beteuerte Dryser. »Das ist die volle Wahrheit!«

»Ich setze dir noch eine Frist von sechs Stunden. Überleg's dir lieber noch mal!«

»I-Ich…«

»Oder willst du lieber ins – Leichennetz, Dryser, und eines qualvollen Todes sterben?« Der Magister lachte satanisch.

Voller Abscheu schloss der alte Mann die Augen. Gut, er hatte im Leben viele Dinge zu leicht genommen, vieles falsch gemacht – aber hatte er ein solches Ende verdient?

»Geh weg, Dämon!«, brüllte Dryser unvermutet los. »Bei Gott – geh weg!«

Moridondus zuckte wie unter einem unsichtbaren Peitschenhieb

zusammen.
Er brüllte: »Nochmals dieses verfluchte Wort – und du stirbst einen tausendfachen Tod, Frevler!«
Und Dryser wusste haargenau, dass das nicht nur leere Sprüche waren. Seine Augen traten aus den Höhlen, als er die beiden Monsterfrauen sah, die sich unvermutet im diffus schimmernden Gemäuer befanden.
Aus dem Kopf der alten Hexe Saxona waberte das feine, spinnennetzartige Gespinst, das aus Myriaden kleiner Tentakel zu bestehen schien.
Satanische Gedanken wurden hier frei. Die Gedanken einer Hexe!
Die andere Frau war weniger schrecklich anzusehen. Sie war noch sehr jung. Wäre diese ungesunde Blässe nicht gewesen, Dryser hätte sich vor ihr nicht gefürchtet. Aber offensichtlich stand sie ganz unter dem Einfluss der beiden Hexenmonster.
»Was ist denn?«, grollte der Magier. »Angst, Dryser?«
Keine Antwort…
»Ich habe dich etwas gefragt!«
»Ja«, sagte Dryser mürrisch. »Ich habe Angst!«
Dryser wusste, dass der Dämon sich seine Schweigsamkeit nicht länger gefallen lassen würde. Er würde den Frevel an seiner Macht nicht dulden. Dryser forderte ihn geradezu heraus.
In der Dunkelheit des Turms wirkte das Monstergespinst aus dem Kopf der Hexe wie mit Glas überzogen. Die Augen selbst, in dem runzeligen, bösartigen Gesicht, glühten wie feurige Lavaseen.
Von diesem Hexenmonster hatte niemand Gnade zu erwarten.
Auch nicht Henry Dryser…
Er lief Gefahr, sein Leben zu verlieren. Der Einfluss schwarzmagischer Mächte auf ihn war zu groß.
Der Magister tobte.
»Mach endlich den Mund auf!«, befahl er bebend.
Das Monstergespinst war nur noch etwa fünfzig Zentimeter von ihm entfernt. Die Distanz verringerte sich rasend schnell.
Wenn er jetzt noch länger zögerte, war er so gut wie tot. Er musste irgendwie zum Schein auf die Forderungen des Schwarzmagiers eingehen.
Aber unter welchen Umständen? Welche Möglichkeiten boten sich ihm?
Es hätte wenig Sinn gehabt, sich herumzurollen und so dem Zugriff der gespinstartigen Fäden zu entkommen. Die Ungeheuer würden ihm einen gehörigen Strich durch die Rechnung machen.
Dryser verlor keinen seiner untoten Gegner aus den Augen. Er registrierte jegliche Bewegung. Die Fäden schoben sich wie Glaswatte auf ihn zu.

Noch immer dachte Dryser fieberhaft über eine Fluchtmöglichkeit nach.

Gesetzt den Fall, es gab überhaupt eine.

Er warf sich auf den Rücken und trat blitzschnell mit den Füßen nach den gläsern schillernden Tentakelfäden.

Die Hexe reagierte und zog irritiert das Gespinst zurück.

Wenige Sekunden wurde das Grauen in seiner Einwirkung gestört.

Die Antwort kam von dem Magister. Es war ein gehässiges Lachen.

Seine teuflischen Sinne waren nur auf eins fixiert.

Henry Dryser musste sein Leben lassen. So schrieben es das *Buch der Rache* und die Gesetze der Hölle vor.

Der alte Mann war ahnungslos.

Es bereitete dem Dämon eine höllische Freude, den Alten in Sicherheit zu wiegen.

Dryser wimmerte. »Ich weiß nichts über ein *Buch der Rache*!«

Moridondus' Kopf ruckte herum.

»Dann werde ich dir auf die Sprünge helfen! Sieh' sie dir an« – damit deutete er auf die veränderte Anja Braak – »auch sie hat es scheinbar nicht gewusst!«

Was meinte er damit?

»Willst du so enden wie sie, oder…« Die Augen Antiquus Moridondus' schienen Funken zu sprühen.

Das klang einleuchtend genug für Dryser. Er konnte sich lebhaft vorstellen, was mit der jungen Frau angestellt worden war.

Ein Opfer der Finsternis!

Bei diesem Gedanken schauderte es den alten Wilderer ungemein.

»Der freche Kerl stellt sich einfach dumm!«, zischte Saxona, die alte Vettel. Schaumige Blasen standen auf ihren aufgeworfenen Lippen. Wie ein Denkmal stand die Hexe da. Die Alte lachte. Ihre Augen glühten bernsteinfarben. Dryser glaubte, darin die Feuer der Hölle flackern zu sehen.

Wäre er jetzt frei gewesen, er hätte sich mit allen Kräften gewehrt und mit der alten Hexe kurzen Prozess gemacht.

Aber…?

Er war machtlos, seine Hände waren gebunden!

Er konnte den Dämonen keinen Einhalt gebieten, obwohl er das gerne getan hätte, stünden ihm gewisse Mittel zur Verfügung…

Beispielsweise ein Kreuz!

Das Gesicht der Alten erinnerte an gegerbtes brüchiges Leder, das man zudem noch jahrelang der Sonne und Witterung ausgesetzt hatte.

»Wenn du nicht mit der Sprache herausrückst, fressen dich die Ratten. Darauf kannst du dich verlassen. Du hast die Wahl – zwischen der Wahrheit und dem Tod…« Die Alte kicherte böse.

»Keiner kann dir dann mehr helfen!«, pflichtete der Dämonenmagier

seiner Hexenmutter bei. »Nicht mal die berühmtesten Dämonenjäger Sinclair, Zamorra und wie sie alle heißen…« Dieser offenbaren Feststellung folgte ein teuflisches Gelächter.

Er hatte Recht! Auch diese Menschen, die ihr Leben dem Kampf gegen das Böse gewidmet hatten, konnten ihm nicht helfen…

Sein Hirn war vollkommen klar, und er begriff die ungeschminkte, schreckliche Wirklichkeit.

Die Höllenmonster würden ihn dem Satan opfern!

Henry Dryser hatte das unbestimmte Gefühl, es würde eisiges Wasser statt des warmen Blutes durch seine Adern jagen.

Eine unbeschreibliche, klirrende Kälte stieg langsam in ihm empor, ohne dass er etwas dagegen unternehmen konnte.

»Aufhören…«, entrann es Henry Drysers Lippen. Es war erstaunlich, dass der an Körperkräften ausgezehrte Mensch noch die Kraft besaß, dieses eine Wort zu formulieren.

Dryser atmete flacher und schneller. Sein Herz pochte dröhnend bis zum Kopf, und er hatte das seltsame Gefühl, als würde es ihm die Augen aus den Höhlen pressen.

Wie sollte das alles enden?

Er versuchte den Kopf zur Seite zu drehen, um die Schrecklichen nicht länger anschauen zu müssen. Er war nicht imstande, es zu tun.

Es war, als ob zwei unsichtbare Hände seinen Kopf konstant in die Blickrichtung gegen die drei Monster hielten…

Vor seinem geistigen Auge rasten noch mal jene Szenen vorbei, die er in den letzten Sekunden und Minuten erlebt hatte, gezwungenermaßen versuchte er sich an jedes Wort zu erinnern, das die Jenseitswesen ihm an den Kopf geschleudert hatten.

Bring uns das – *Buch der Rache*!, pochte es immer wieder in seinem Schädel. *Buch der Rache*… *Buch der Rache* … *Buch der Rache* … In einem hämmernden Stakkato echoten diese drei Wörter in seinem Hirn.

Und er konnte sich gegen nichts wehren. Er war dem Einfluss des Bösen vollkommen ausgeliefert.

Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu, als er sah, welch Schreckliches, Unbegreifliches sich vor seinen Augen abspielte wie ein Horror-Film.

Die tentakelgleichen, spinnenfadenartigen Auswüchse aus den Gedanken der alten Hexe, umschwirrten ihn wie wabernde Nebelfinger.

Aber der eine Unterschied bestand darin, dass es kein Nebel war, sondern etwas viel Grausameres!

Dryser kam sich vor wie im Traum oder als Statist in einem bösartigen Grusel-Film.

Für ihn stimmte die Welt nicht mehr. Hier wurden sämtliche Gesetze

der Physik und Natur auf den Kopf gestellt.

Stechende Schmerzen durchrasten sein Gehirn, und er zuckte zusammen, als eine fette Spinne über seine rechte Hand krabbelte und ein klebriges Sekret hinterließ, das teuflisch brannte.

»Was… was wollt ihr denn noch wissen … von … mir?«, röchelte er schwer atmend.

»Was wir – von dir wissen wollen, ist, wo befindet sich das *Buch der Rache*?«, dröhnte eine dumpfe, schreckliche Stimme vor ihm auf.

Es war die Hexe.

Sie beugte ihre hassverzerrte Fratze über sein Gesicht. Ein Paar glühender Augen schienen ihn durchbohren zu wollen.

Dryser drehte das Gesicht weg.

Seine Lungen rangen nach Atem und brannten. Er schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Was wollte die – Hexe nun von ihm? War sie genauso gut am *Buch der Rache* interessiert, wie der Magister?

Er konnte jetzt nur noch die Augen bewegen. Es war das einzige Lebenszeichen von ihm, zu dem er noch fähig war…

***

Vom Moor wurden dichte, dräuende Nebelfetzen herangetrieben, die an einen Schleier erinnerten. Seltsame, fremdartige Geräusche erfüllten die Luft, und es klang, als würden sie nicht dieser Welt entstammen.

Der Nebel wurde immer dichter und schwelte wie Dampf über dem brodelnden, glucksenden Moor.

Der schmale, holprige Weg war kaum zu erkennen. Die ganze Atmosphäre war nebelgeschwängert. Die Bäume, die den morastigen Rand des Pfades bestanden, wirkten wie drohende Riesen mit hundert dürren Armen.

Die schmalen Lichtfinger tasteten sich wie Geisterhände durch die wabernde Nebelsubstanz.

So nahm das Unheil seinen unaufhaltsamen Lauf…

Don Shapiro steuerte den Bentley. Er war ein kräftiger Typ um die Dreißig und trug sein Blondhaar in einem modischen Schnitt. Sein breiter Oberlippenbart reichte fast bis zum Halsansatz. Er trug ihn stets fein säuberlich gestutzt. Auf seine äußere Erscheinung legte Shapiro stets Wert. Sein breitflächiges Kinn drückte seine kühne Entschlossenheit aus, die ihm auf den Leib geschrieben war. Er war ein Allerweltstyp – und er war Filmregisseur.

Neben ihm auf dem Beifahrersitz saß eine kecke Blondine, deren Blond nicht aus der Tube zu sein schien. Sie war ein nordischer Typ mit hexengrünen Augen, die an klare, unberührte Bergseen erinnerten.

Die attraktive Blondine hatte eine Leidenschaft für eng geschnittene

Hosenanzüge und hohe Stiefeletten aus echtem Leder. Es fiel ihr nicht besonders schwer, sich all diese teuren Dinge zu leisten, sie war ja ein bekanntes Filmsternchen, das besonders durch zahlreiche Horror- und Draculafilme bekannt geworden war. Fast immer als Lady Vampirodana.

Shapiro hatte sie, wie alle seine Angestellten, fest im Griff. Norna de Bainville, wie das Filmsternchen mit Namen hieß, machte da keine besondere Ausnahme.

Sein Filmgeschäft florierte.

Er war in dieser Nacht in besonderer Mission unterwegs. Shapiro wollte sich mit der niederländischen Schauspielerin Anja Braak treffen, die er in ihrem abgelegenen Landhaus zu finden hoffte, um einiges über sein neues Filmprojekt zu besprechen. Anja Braak sollte die Hauptrolle übernehmen.

»Mistwetter!«, fluchte Shapiro. »Würde mich nicht wundern, wenn wir geradewegs ins Moor steuern würden…«

»Sprich's nicht aus, Don«, sagte Norna de Bainville. »Das hätte uns gerade noch gefehlt – wo sowieso heute alles schief gelaufen ist!«

Sie hatte sich an Shapiro nur wegen seines Geldes gebunden. Richtig gemocht hatte sie den zur Dicklichkeit neigenden Filmbonzen noch nie. Er war immerhin zehn Jahre älter als sie. Er wurde ihr immer unausstehlicher.

Aber hatte sie die Wahl, sich von ihm zu trennen und auf das viele Geld zu verzichten?

Bis jetzt konnte sie über Shapiros Geld frei verfügen. Es fehlte ihr an nichts. Sie hatte alles, was eine Frau nur begehren konnte. Vom teuren Pelzmantel bis zum hochkarätigen Diamanten – obwohl sie noch lieber den weltberühmten Stern von Afrika gehabt hätte. Aber er würde wohl unerreichbar für sie bleiben. Ein Traum.

Sie nutzte Shapiro als Aushängeschild, damit sie sich in den so genannten »besseren« Kreisen der High Society bewegen konnte. Wer Geld besaß, genoss hohes Ansehen.

Die kühle Blondine konnte vollauf mit sich zufrieden sein. Don Shapiro hatte sie sogar zur Universalerbin seines Kontos und seiner bekannten Filmstudios gemacht. In den Shapiro-Studios wurden nicht nur Horrorfilme gedreht, sondern auch Abenteuerfilme mit Starbesetzung wie Robert Redford, Paul Newman und Burt Lancaster. Dabei sprang stets ein hübscher Batzen Geld für Shapiro heraus, und die Filme wurden zu weltweiten Kassenschlagern.

Es hatte wirklich keinen Sinn, sich jetzt darüber Gedanken zu machen, wie es für sie aussehen würde, wenn ihr Shapiro keine Hauptrolle mehr gab…

Alles sprach für sich. Offensichtlich erschien ihm die Holländerin besser geeignet als Hauptdarstellerin in Shapiros neuestem Film,

einem Horror-Film.

Es sollte ein Film über das Leben eines Satanisten werden, eines Schwarzmagiers.

Don Shapiro würde die ersten Szenen in Anja Braaks düster wirkendem Landhaus abdrehen lassen. Dort fand er die geeigneten Vorraussetzungen für gespenstische Kulissen.

Die Nacht des Magiers, sollte sein Film heißen. In Gedanken sah er schon die Millionen auf sich zuschwimmen. Er wollte daraus seinen besten Horror-Film entwickeln, der seinem Namen noch mehr Ansehen und Würde verleihen sollte.

Zu beiden Seiten des schmalen, schlammigen Weges gluckste das Moor wie zähflüssiger Brei. Die dicken Nebelschwaden zogen träge darüber hinweg. Sie erinnerten Shapiro irgendwie an gestaltlose Geister, die den knallroten Bentley packen und ins Moor ziehen wollten.

Vor sich machte er plötzlich einen undeutlichen Schatten aus, der wie eine drohende, schwarze Felswand wirkte.

Das Landhaus?

Kurz darauf erreichte der Bentley den eingeebneten Vorplatz.

Es war ein altehrwürdiger und trutziger Bau aus der viktorianischen Zeitepoche. Imposant und anziehend.

Die wuchtigen, graugrünen Mauern waren für die Ewigkeit gebaut. Links und rechts standen Bäume, von denen jedoch nur die schemenhaften Umrisse zu erkennen waren. Man konnte sie mehr ahnen als sehen. Neben dem kuppelartig überdachten Hauptbau erstreckten sich kahle Beete. Es sah auf eine eigenwillige Art geschmacklos und abstoßend aus. Es war, als ob Blumen in dieser Hochmoorgegend nicht richtig gedeihen wollten.

»Keine schöne Gegend für ein solch großartiges Haus«, konnte sich Norna de Bainville nicht verkneifen zu sagen.

»Ach, das ist doch alles bloß Tarnung. Bei Tag sieht alles viel einladender aus, glaub's mir«, erwiderte der Filmbonze mit wissendem Lächeln auf den aufgeworfenen, wulstigen Lippen.

Das Landhaus wirkte zu mitternächtlicher Stunde wie eine alte Burg aus einem Horror-Film. Nichts rührte sich. Sämtliche Fensteröffnungen waren verdunkelt. Alles sah so aus, als ob sich überhaupt niemand darin befände.

Doch der Eindruck täuschte.

Don Shapiro lenkte den schweren Wagen dicht vor die efeuüberwachsene Hausmauer und stellte den Motor ab.

»Es sieht so aus, als ob sie gar nicht daheim ist«, gab die blonde Norna zu bedenken. »Ich glaube, dass…«

»Ach, stell' dich nicht so an«, antwortete Shapiro unsanft. »Selbstverständlich ist sie zu Hause. Ich hab' meinen Besuch

rechtzeitig angekündigt. Sicher wird sie sich schon schlafen gelegt haben.« Seine Ausführungen wirkten wenig beruhigend auf Norna de Bainville.

Brüsk warf sie sich im Sitz zurück und strich sich mit einer fahrigen Bewegung durch ihr dichtes Naturblondhaar. Sie wandte den Blick von Shapiro ab.

Mistkerl!, dachte sie im Stillen. Er meint, ich weiß nicht, dass er scharf auf die Holländerin ist!

Shapiro stieg aus und knallte die Wagentür zu. Anschließend ließ er seinen Blick in die Runde schweifen; um sich zu vergewissern, wanderten seine Augen an der graugrünen Mauer empor.

Alles war dunkel. Offenbar traf seine Vermutung doch zu, und Anja Braak war frühzeitig ins Bett gegangen.

Unbefangen schritt er auf die dunkle Eingangstür zu und gab Norna de Bainville durch heftige Gesten zu verstehen, dass sie ihm folgen solle. Ein schmieriges Grinsen kerbte seine Lippen dabei. Es wirkte hintergründig und gemein. Aber das merkte das blonde Mädchen nicht.

Unbeherrscht pochte Don Shapiro mit seinen feingliedrigen Händen gegen die Tür, da er keinen Klingelknopf entdeckt hatte.

Im Haus rührte sich nichts.

Eigenartig, dachte er.

Er versuchte es noch mal, diesmal heftiger.

Norna de Bainville stieg bedächtig und nachdenklich aus dem Wagen. Shapiro wurde ihr immer unsympathischer. Er war verdorben und hatte einen schlechten Charakter.

Unsicher stöckelte sie mit ihren hochhackigen Stiefeletten auf Shapiro zu, der den Blick nicht von der Tür wandte. Offensichtlich konnte er es nicht mehr erwarten, bis er endlich Anja Braak vor Augen hatte.

»Verdammt, sie öffnet nicht!«, presste Don Shapiro zwischen den Zähnen hervor. Wiederholt schlug er mit seiner Faust gegen die Tür.

… einmal … zweimal … dreimal …

Absolut keine Reaktion…

Es war zum Verzweifeln!

Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis Shapiros Geduldsfaden riss. Dann würde er kurzentschlossen wieder abfahren, und Anja Braak hätte ihre Chance verpatzt.

Doch so weit sollte es nicht kommen.

Unverhofft, fast wie durch Geisterhand bewegt, schwang die klobige Tür auf.

Ein dunkler, gähnender Schlund bot sich den Blicken der beiden Filmleute.

Abgrundtiefe Schwärze.

»Hallo?«, rief Shapiro ins Dunkel hinein. »Ist da wer?«
Er wartete vergebens auf eine treffende Antwort.
Aber – die Tür konnte doch unmöglich von selbst aufgegangen sein!, schoss es durch seinen Kopf.
Also war doch jemand in der Nähe!
Shapiro zog Norna de Bainville am Jackenärmel zu sich heran und brachte seine Lippen dicht an ihr Ohr: »Wir müssen vorsichtig sein, vielleicht…«
Er verwarf den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war.
Vielleicht hatte Anja Braak nachlässigerweise übersehen, die Tür richtig zu schließen?
Das war wenigstens eine einigermaßen plausible Erklärung für das seltsame Phänomen.
Fröstelnd zog die blonde Filmdiva die Schultern zusammen.
»Don, mir ist kalt!«, quengelte sie mit weinerlicher Stimme.
»Sei still!«, erntete sie von Shapiro als Antwort.
Der Filmbonze aus London stieß die Tür vollends auf. Drinnen war es so dunkel, so dass man kaum die Hand vor Augen sah.
Trotzdem wagte er sich hinein. Tiefe Finsternis hüllte ihn ein. Er konnte nicht das Geringste erkennen.
Der Schrei des Entsetzens blieb ihm in der Kehle stecken, als er ein Streichholz angerissen hatte und sich umsah.
Hier standen überhaupt keine Möbel!
Es war, als ob hier keine Menschenseele wohnte.
Diese Tatsache erfüllte ihn mit Schrecken. Er konnte sich das alles nicht erklären und keinen rechten Reim darauf machen.
Gähnende Leere breitete sich in den unteren Räumen aus. Wie es um die oberen bestellt war, daran wagte Shapiro nicht zu denken.
Aber – Anja Braak musste doch hier sein! Sie hatte ihn doch von hier aus angerufen…
Verrückt!, dachte Shapiro. Alles ist wie verhext!
»Don… mir … mir … ist unwohl …«, stammelte Norna de Bainville mit belegter Stimme. Auch ihr war es mulmig geworden. In ihrem Magen kribbelte es unwohl. Unbehagen erfüllte sie. Es wäre ihr angenehmer gewesen, Shapiro hätte mit ihr das unheimliche Gebäude auf der Stelle wieder verlassen. Eine eisige Kälte stahl sich in ihre Glieder. Sie spürte beinahe körperlich, dass hier etwas grundsätzlich nicht mit rechten Dingen zuging.
»Am besten, ich schau mal oben nach ihr«, schlug Shapiro vor.
Norna de Bainville nickte fahrig.
Dann betrat der Filmregisseur die nach oben führende Treppe. Sie war breit und aus echter Eiche gefertigt.
Shapiro sah sofort, dass eine der zahlreichen Zimmertüren weit offen

stand.

Auf dem Gesicht des Filmbonzen zeigte sich ein Lächeln. »Ah, da sind Sie ja…«

Das Grinsen gefror ihm im Gesicht.

Er erstarrte mitten in der Bewegung.

Ratlos stand er vor dem breiten Doppelbett. Es war noch nicht gemacht und erweckte den Eindruck, als hätte die Holländerin es eilends verlassen.

Und als er das vollkommen zerstörte Fenster sah, rieselte eine eisige Gänsehaut seinen Rücken hinab. Der orkanartige Wind fegte die letzten Splitter aus dem Rahmen und zerzauste Shapiros Blondhaar.

Verwirrt sah er sich im Zimmer um.

Auf einem handgeschnitzten Stuhl entdeckte er Kleider, die ganz bestimmt Anja Braak gehörten. So wie es aussah, musste die junge Frau, nur mit einem Neglige bekleidet, ihr Zimmer verlassen haben.

»Was ist?«, hörte er Norna de Bainvilles Stimme von unten herauf.

»Sie ist auch nicht hier oben – irgendetwas stimmt hier nicht…«, rief er nach unten. Kleine Schweißkügelchen glitzerten im fahlen Mondlicht auf seiner Stirn.

Don Shapiro wirkte für Bruchteile von Sekunden wie geistesabwesend. Er gab sich dann einen Ruck und begab sich zum zerstörten Fenster.

Ein Blick nach unten verriet ihm, dass es völlig ausgeschlossen war, dass Anja Braak diese Art von Ausgang benutzt haben konnte.

Zehn Meter ging es in die Tiefe, und unten war nichts weiter als gurgelnde Schwärze.

Wenn man eine etwas überdrehte Fantasie besaß, konnte man annehmen, dass Anja Braak – das Zimmer gegen ihren Willen verlassen hatte…

***

Sollte sie – außer ihm – noch einen anderen Besucher erwartet haben?

Und sollte dieser sich plötzlich gemeldet haben?

Dieser Verdacht gewann für Shapiro mehr und mehr an Gewicht.

War sie entführt worden?

Heutzutage war das nicht weiter verwunderlich, wenn man ein bekannter Star war. Verstreut gab es Ganoventypen, die durch eine Entführung einen Batzen fetten Lösegeldes einheimsen wollten.

War das hier etwa der Fall?

Don Shapiro lockerte den Krawattenknoten. Seine schweißnassen Hände zitterten. Plötzlich hatte ihn die Nervosität wie ein Raubtier geradezu körperlich angefallen.

Kopfschüttelnd verließ der britische Filmregisseur das Zimmer mit

dem völlig zerwühlten Bett.

Gedankenverloren trottete er die Treppe hinab, an deren Ende die blonde Norna ihn mit unnatürlich großen Kinderaugen anstarrte.

»Was – was ist passiert?«, wollte die Blondine wissen. Ihre Stimme zitterte.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte Shapiro nur. »Gestern Abend hat sie mich noch angerufen, und jetzt… ist sie spurlos verschwunden – wahrscheinlich durch ein völlig zerstörtes Fenster.«

Norna de Bainville schaute ihren Gönner an, als ob dieser seine fünf Sinne nicht mehr richtig beisammen hätte. »Durch ein – Fenster?«, fragte sie und glaubte nicht richtig gehört zu haben.

»Ja und nein«, erwiderte ihr der Filmbonze völlig frustriert. Er zwang sich zu einem sorglosen Lächeln. Er durfte sich seine Unsicherheit Norna gegenüber nicht anmerken lassen.

»Aber – was machen wir jetzt?«, fragte die Filmdiva irritiert. Ihr schlanker Körper zitterte. »Die Polizei verständigen?«

Shapiro schüttelte den Kopf. »N-Nein!«, sagte er zögernd. »Ich möchte hier keinen Aufruhr. Denn dass die Polizei nicht zögern würde, mir das Filmen hier zu verbieten, ist doch ganz offensichtlich…«, fügte er noch hinzu.

Man sah dem Engländer förmlich an, dass er sich bemühte, nicht den Kopf zu verlieren. In seinen Augen spiegelte sich ein Ausdruck des Unwissens – und der Angst.

Er fuhr sich über die schweißnasse Stirn. Sein hellbeiges Sporthemd klebte klatschnass wie eine zweite Haut an seinem Körper. Es gelang ihm nicht, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen und ihn festzuhalten.

»Verdammt…«, entfuhr es seinen wulstigen Lippen. Er atmete schnell und flach. Um sein Nervenkostüm stand es auch gerade nicht zum besten.

Anja Braak war anscheinend entführt worden!

Shapiro nickte in Gedanken versunken.

Ja, es sah ganz so aus und war unübersehbar.

Eines jedoch stimmte ihn nachdenklich und erfüllte ihn mit Unbehagen und Schrecken: Wo befanden sich sämtliche Einrichtungsgegenstände?

Außer denen in Anja Braaks Schlafzimmer – war kein einziges Stück im Haus!

Träumte er – oder war doch alles tatsächlich ungeschminkte Wirklichkeit?

Es sah ganz so aus, als ob dieses altehrwürdige Castlebury-House – so wurde es genannt, denn der letzte Besitzer hieß Lord Castlebury – schon seit Jahrhunderten vollkommen leer stand!

Narrte ihn ein Spuk? Hatte er etwa schon Halluzinationen?

Fragen über Fragen – darauf nicht die kleinste Antwort, die ihm weiterhalf… Es war wie verhext!

Er kam hierher, hatte eine wichtige Verabredung wegen seines neuesten Filmobjektes – und fand ein gähnend leeres Haus vor…

Es grenzte beinahe an Schwarze Magie. Hatten hier übernatürliche Kräfte ihre Hände mit im Spiel?

Alles sprach dafür, obwohl es verrückt klang.

Don Shapiro löste seine Hand vom handgeschnitzten Treppengeländer.

Sein Gesicht war bleich wie ein Wachstuch. Er leugnete ganz einfach die Mitwirkung schwarzmagischer Elemente. So etwas durfte es in der heutigen Zeit einfach nicht geben. Aberglaube, Hexen, Vampire und andere Monster existierten für Shapiro nicht – außer in seinen eigenen Horror-Filmen.

»Wo kann sie nur sein?«, fragte die blonde Norna missmutig. Sie seufzte.

»Ach, ich weiß es einfach nicht…« Shapiro sagte das ungehalten und aufgeregt. Die Knie schlackerten ihm förmlich – Angst hatte sich in ihm breit gemacht.

Was war hier an Unerklärlichem vorgegangen?

Trotz der Situation legte Shapiro ein süffisantes Grinsen auf. Damit versuchte er seine Aufregung und Unsicherheit zu überspielen, und offenbar gelang ihm das auch. Norna de Bainville wurde langsam wieder ruhiger.

»Mir ist eingefallen, dass sie auch kurz weggefahren sein könnte«, sagte Shapiro unvermutet. Eine Vförmige Falte bildete sich zwischen seinen Augen.

Das blonde Filmsternchen hob den Kopf.

»Was hast du gesagt?«, fragte Norna de Bainville, die Don Shapiros Bemerkung überhört hatte.

»Ich sagte, dass Miss Braak vermutlich kurz das Haus verlassen haben könnte«, wiederholte er.

Der Traum in Blond kam langsam auf ihn zu. Nornas Schritte wirkten unsicher, und es sah ganz so aus, als ob sie jeden Augenblick umknicken könnte.

»Lass uns doch bitte gehen, Don«, schlug die blonde Engländerin vor. »Ich hab' Angst, ehrlich.«

Shapiro presste die Lippen zusammen und nestelte wieder an seinem Krawattenknoten herum, der ihm anscheinend immer enger wurde. »Ach – Quatsch. Wir bleiben hier und warten!«

»Aber – aber wieso, Don? Ich verstehe nicht…«

»Ich sagte doch deutlich genug: wir bleiben, Nornababy!«, ließ er sich noch mal vernehmen, diesmal etwas ungehaltener.

Vielleicht wollte er sich die Begegnung mit Anja Braak um keinen

Preis entgehen lassen. »Ich muss sie unbedingt erreichen, zum Teufel. Es ist wichtig für mich!«, fuhr er fort.

Der rundliche Filmboss schob sich eine Player's mit Goldmundstück zwischen die fleischigen Lippen, die im Dämmerlicht feucht schimmerten. Mit zitternder Hand entzündete er den Glimmstängel und inhalierte tief. Das schien ihn wieder einigermaßen zu beruhigen. Zumindest glaubte er das.

»Okay, dein Wunsch ist mir Befehl«, erwiderte die Blonde und gab Shapiros Drängen nach. Sie hätte sowieso den kürzeren gezogen, wenn sie sich noch länger mit dem Dicken herumgezankt hätte. Wie hieß es doch: der Klügere gibt stets nach!

Aber – war es wirklich klug von ihr, noch länger hier zu bleiben und sich in Ungewissheit zu verlieren?

Was, wenn Anja Braak doch letzten Endes von einer Gang entführt worden war? Dann sah Shapiro seine Felle langsam davonschwimmen und musste ihr die Hauptrolle schließlich übergeben…

Der Gedanke beseelte sie mit einem Mal, und sie wünschte sich eigenartigerweise, dass Anja Braak auch gar nicht mehr auftauchte!

Shapiro lachte plötzlich und zeigte zwei Reihen blitzender Zähne.

»Wird schon alles gut gehen«, sagte er zuversichtlich und selbstsicher. Ein strahlender Optimismus.

Er knöpfte sein Jackett auf.

Don Shapiro war von Natur aus groß gewachsen, hatte aber trotz seines Alters schon einen unansehnlichen Bauch aufzuweisen, der das dazu noch eng geschnittene Sporthemd beträchtlich spannte.

Dazu kam der etwas zu kleine Kopf und die kalkweiße Gesichtshaut, die ein Zeichen dafür war, dass sich Shapiro nicht allzu oft in der frischen Luft aufhielt. Trotz allem war er partout darauf bedacht, einen Typ darzustellen, auf den alle Girls von achtzehn bis vierzig flogen – zumindest meinte er das von sich. Er war überheblich und zudem noch eingebildet.

Shapiro war der Abklatsch eines Robert-Redford-Typs, den er sich als Vorbild genommen hatte. Aber er sah völlig anders aus.

Unmutsfalten kräuselten Norna de Bainvilles Stirn. Sie bemerkte, dass Shapiro nicht bei der Sache zu sein schien. Sie konnte sein aufdringliches und unausstehliches Gehabe nicht ertragen. Was bildete er sich eigentlich ein? Meinte er etwa, er konnte mit ihr umspringen, wie er wollte? Da hatte er sich bei ihr tüchtig in den Finger geschnitten! Sie war keinesfalls auf ihn angewiesen. Auch ein anderer Produzent würde ihr eine Chance in einem neuen Film geben, zumal sie sich schon auf dem Gebiet des Horror-Films einen klingenden Namen gemacht hatte. Größtenteils aber hatte sie das Don Shapiro zu verdanken, der sich allein als ihr »Entdecker« rühmte und glaubte, sie von da an in der Hand zu haben.

»Passt es dir nicht, dass ich warten möchte?«, fragte er unverschämt und stemmte die Klavierspielerhände in die schwabbeligen Hüften. »Du kannst ja im Wagen auf mich warten, allerdings…«

»… kannst du nicht im Voraus bestimmen, wie lange sich das ›Gespräch‹ mit Miss Braak ausdehnen wird – das wolltest du doch sagen, oder?«, ergänzte Norna de Bainville Shapiros Satz. Sie hätte ihm am liebsten mitten ins Gesicht geschlagen, um ihm so ihre Zuneigung zu beweisen, die sie für ihn empfand. »Du würdest doch mit Handkuss zusammen mit ihr ins Bett steigen!«, fügte sie noch hinzu.

»Sei still, du…«, empörte Shapiro sich. Er schluckte, dass sein Adamsapfel wie ein Tennisball auf- und abhüpfte. Dann schüttelte er entschieden den Kopf. »Wir wollen uns doch nicht streiten, oder?«

Norna de Bainville blieb still. Offenbar war sie eingeschnappt.

Unruhe nagte an Shapiro. Das Warten wurde ihm langsam zur Qual.

Norna de Bainville wandte sich von ihm ab und machte Anstalten, das Haus wieder zu verlassen.

»Halt!«

Das Kommando Shapiros veranlasste sie, in der Bewegung innezuhalten. Langsam drehte sie sich um.

»Ich möchte endlich von hier fort!«, sagte sie in barschem Ton.

Shapiro hielt die Luft an. »Was hast du vor?«, fragte er lauernd.

»Ich gehe zur Polizei«, sagte die blonde Frau bestimmt. »Mir gefällt die ganze Sache hier nicht!«

»Du bleibst schön hier.« Shapiro fasste sie am Arm und zog sie zurück. »Das würde gerade noch fehlen.«

»Was ist?«, zischte sie. »Lass mich sofort los!«

»Nein!«

Norna blickte ihm ins Gesicht. Shapiros Miene drückte Entschlossenheit aus. Ein harter Zug zeigte sich um seine Lippen. Er wirkte ein wenig belustigt und abschätzend.

Und plötzlich wusste Norna, dass sie diesen Mann abgrundtief hasste! Er dachte gar nicht daran zur Polizei zu gehen und das Mysteriöse hier zu klären.

Plötzlich – ein trockenes, knarrendes Geräusch!

Es kam von der geöffneten Tür her. Irgendetwas hatte sich dort bewegt.

Die beiden fuhren wie unter unsichtbaren Peitschenschlägen zusammen. Ihre Köpfe ruckten in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war.

Es befand sich jemand im Haus!

Eine Frau stand im Türrahmen… Anja Braak …

***

Als Damona King die Augen aufschlug, brauchte sie erst eine Zeitlang, um sich zu orientieren.

Es war eine Eigenart von ihr, wenn sie in fremden Betten nächtigte. Es ging immer so, denn irgendwie vermisste sie die vertraute Umgebung von King's Castle zu sehr.

Sie schüttelte die Müdigkeit ab und rekapitulierte noch mal die Ereignisse vom Vortag.

Damona schlief in einem Einzelzimmer, das durch eine Tür mit dem Mike Hunters unmittelbar verbunden war. Durch die zugezogenen Gardinen sickerte fahles, trübes Licht.

Schon an diesem Morgen standen dichte, bleigraue Wolken am Himmel, die das Sonnenlicht nicht richtig zu durchdringen vermochte.

Ein grauer, trübsinniger Tag nahm seinen Anfang.

Ein schlechtes Omen für die Konzernerbin?

Sie lauschte. Aus dem Zimmer nebenan drangen tiefe Schnarchtöne. Mike schlief noch.

Damona warf die weiche Decke zur Seite und schlüpfte aus dem Bett. Auf nackten Füßen tappte sie zum Fenster, um nach draußen zu blicken.

Das Wetter war noch schlechter geworden, als es am Vortag ohnehin schon gewesen war. Eine glitzernde Eisschicht zeigte sich auf den zahlreichen Dachgiebeln der Häuser. Eine graue, verwaschene Atmosphäre herrschte.

Damona griff nach dem schwarzen Stein, der auf ihrer Brust ruhte.

Ein seltsamer Energiestrom durchpulste sie. Das schwarzhaarige Girl versuchte sich auf Vanessa, ihre Mutter, zu konzentrieren.

Nichts…

Es fiel ihr an diesem trüben Morgen unsagbar schwer, klare Gedanken zu fassen.

Was war wohl der Grund dafür?

Damonas Geist vermochte nicht in die Dimensionsebene einzudringen, in der sich Vanessas Geist befand. Es war, als würde ihr eine magische Barriere den Weg verwehren.

Ihre perlweißen Zähne gruben sich in die Unterlippe, so dass sie Blut schmeckte. Anstrengung zeichnete ihr ebenmäßiges Antlitz, das von einer Flut rabenschwarzer Haare umrahmt wurde. Ein Anflug von Unruhe drängte sich in Damonas Bewusstsein. Weshalb war sie nicht imstande, zu Vanessa durchzudringen?

Das Ganze war in der Tat äußerst rätselhaft.

»Ich versteh' das nicht…«, sagte Damona unwillkürlich. Ihre Augenwimpern zuckten wie weichfließende Spinnfäden.

Damona konnte sich keinen Reim darauf machen, warum sie dieses Phänomen nicht zu überwinden vermochte.

In ihren Ohren rauschte das Blut. Vor ihren Augen tanzten Sterne.

Sie gab sich mit dieser Situation nicht zufrieden. Es irritierte und ängstigte sie zugleich.

War das auf die Einwirkung schwarzmagischer Kräfte zurückzuführen?

Damona King konzentrierte sich mit aller Kraft auf einen Gedanken.

»Mutter!«, entrann es ihren bebenden Lippen.

Sie musste es schaffen, mit Vanessa in Verbindung zu treten, wenn sie durchhielt…

»Mutter…« Nochmals versuchte sie ihr Glück. Alles hing davon ab, dass sie eine geistige Verbindung zustande brachte.

Fest umschloss ihre feingliedrige Hand den schwarzen Stein, den sie an einer Silberkette um den schlanken Hals trug. Damona war ganz in Gedanken versunken, um zu hören, ob sich die Stimme ihrer Mutter meldete.

Es ging nicht. Es kam ihr so vor, als stoppte eine unsichtbare schwarze Wand ihre Gedankenimpulse. Ihr Körper spannte sich, heftig zitterten die Muskeln unter der samtenen Haut.

Die weißmagische Hexe atmete schwer. Ein gequältes Stöhnen entrang sich ihrer Kehle. Sie versuchte auf geistiger Basis, dieser schwarzen Mauer einen Stoß zu versetzen.

Sie scheiterte daran. Die magische Sperre blieb beständig, als ob tausend Dämonen gleichzeitig sie schützen.

Mutter!, formte sie immer wieder in Gedanken. Mutter… Mutter

… Mutter! Unheimliche, drückende Stille, nichts als Stille!

Sie spürte die Unruhe in sich, die sie beinahe mit einem Schwall an Furcht überschwemmte.

»Was ist los, Damona?« Wie durch einen Ballen Watte drang Mike Hunters raue Stimme zu ihr durch. Der junge Mann stand in ihrem Zimmer, nur mit einer Pyjamahose bekleidet. Sein nackter Oberkörper schimmerte hell. »Was ist geschehen?«

Mike Hunter überging, dass Damona völlig nackt vor ihm stand.

Er ging auf sie zu, nahm sie in die Arme und spürte den weichen, warmen Körper.

Damona wirkte geistesabwesend. Sie schien ihn gar nicht zu bemerken, als ob er sich überhaupt nicht in ihrem Zimmer befand.

Mike atmete heftig. Er schüttelte Damona sanft und fragte immer wieder: »Was ist los, was ist denn geschehen?«

Damona zitterte. Sie wollte etwas erwidern, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Immer wieder versuchte sie, zu Vanessa durchzudringen. Nur dieser eine Wille beseelte sie im Augenblick. Ihre Sinne registrierten ihre unmittelbare Umwelt nicht mehr. Alles kreiste vor ihren Augen.

Damona sackte in die Knie. Mike merkte sofort, wo der Hase lief, und fing sie geistesgegenwärtig auf.

Vorsichtig legte der ehemalige Versicherungsdetektiv Damona auf das weiche Bett zurück und breitete die Decke über sie.

Sie bekam alles mit, konnte sich aber nicht bemerkbar machen. Ein unsagbares Gewicht nagelte sie fest. Heftig hob und senkte sich ihre Brust, während der schwarze Stein unter dem Tuch heftig pulsierte und langsam Wärme auf ihren Körper übertrug.

Damonas naturbrauner Teint hatte eine ungesunde Blässe angenommen. Kleine Schweißperlen schillerten auf ihrer hohen Stirn.

»M-i-k-e…« Schwer kam der Name ihres Freundes über ihre roten vollen Lippen.

»Ja, ich bin bei dir.« Mike Hunter setzte sich auf den Bettrand und tupfte bedächtig die Schweißtropfen von Damonas Stirn.

»Mutter… ich komme nicht zu ihr durch …«, hauchte Damona King atemlos. Ein schwerer Seufzer drang aus ihrem Mund.

Mike Hunters Gesicht war schreckensbleich. Hoffentlich war Damona nichts Schwerwiegendes widerfahren!

In diesem Augenblick wünschte sich Mike, dass sie nie in diesen Ort gekommen wären.

Angst drohte ihn zu erwürgen. Es war die schreckliche Angst um Damona, jenes Mädchen, das er liebte wie nichts auf der Welt.

Damona King bemühte sich darum, bei vollem Bewusstsein zu bleiben und der plötzlich aufkommenden Erschöpfung, unter der sie litt, Herr zu werden.

»Es… geht … schon, Mike«, brachte sie mühselig hervor. Sie hatte ihre Mühe, überhaupt einen klaren Satz hervorzubringen.

»Was hast du nur angestellt?«, fragte Mike vorwurfsvoll.

»Eine magische Sperre«, schluckte Damona. Ein würgender Lautdrang aus ihrer Kehle. »Vanessa ist wie abgeschirmt gegen meine verzweifelten Hilferufe!«

Mike runzelte die Stirn. »Abgeschirmt – gegen was denn… und von wem?«

»Sie wollen nicht, dass Mutter… mir zu Hilfe kommt …«

Damona richtete sich langsam auf; wiederholt ergriff sie den schwarzen Stein, der manchmal in allen Farben des Spektrums schillerte, wie einen Rettungsanker. Ein angenehmes Prickeln durchströmte ihren Körper bis in die Fußspitzen.

»Ich will wissen, was los ist… Wir müssen noch heute nach Castlebury-House, Mike …«, ließ sie sich wieder vernehmen. »Anja Braak ist in größter Gefahr …«

Damona bemühte sich, bei klarem Bewusstsein zu bleiben. Der magische Einfluss, der in den letzten Minuten auf sie eingeströmt war, war zu stark für sie gewesen.

Die bleierne Müdigkeit fiel jäh von ihr ab, als der Stein heftiger zu pulsieren begann.

Ein Zeichen ihrer Mutter aus dem Jenseits?

»Es war Mam, ich glaube es ganz fest«, sagte sie zu Mike gewandt.

Ihre Augen strahlten in einem seltsamen Glanz und schienen Funken zu sprühen.

Hatte Vanessa King's Geist nicht vermocht, die magische Sperre völlig zu durchdringen?

Damona war es bei diesem einen Gedanken komisch zumute. Es konnte auch durchaus möglich sein, dass Vanessa durch irgendetwas Unbekanntes daran gehindert wurde, mit Damona in geistige Verbindung zu treten.

Das kam fast nie vor. Wie oft hatte Vanessa ihrer Tochter Damona schon in scheinbar unentrinnbaren Situationen geholfen. Wenn ihre Hilfe aus dem Jenseits nicht gewesen wäre, dann hätte Damona bei ihrem letzten Abenteuer in Spanien mit dem Teufelsmaler Rafael Ortiz sicher den Kürzeren gezogen. In letzter Minute hatte Vanessa King eingegriffen und den Adepten des Teufels auf die Leinwand gebannt.

Damonas Atem beruhigte sich. Ihr Herz pochte weniger schnell.

Erneut kehrten ungeahnte Kräfte in ihren zarten und doch starken Körper zurück. Sie gebot Mike, das Zimmer zu verlassen und kleidete sich teilweise an. Anschließend ging sie ins Badezimmer und machte sich frisch.

Für diesen Tag wählte sie wieder die Satinkombination und den Gürtel mit der Silberschnalle. Damona betrachtete sich im Spiegel und fand, dass sie in diesem Aufzug wie eine Göttin der Rache aussah. Teuflisch, verführerisch und gefährlich…

Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre feucht schimmernden Lippen.

Sie klopfte sacht an Mikes Zimmertür. Wie weggewischt waren die Ereignisse der vergangenen Minuten.

Noch waren sie nicht an jenem Ort, an dem Anja Braak in den Strudel der Ereignisse geworfen worden war.

Damona würde sich durch die Aktionen der Schwarzen Elemente nicht ins Bockshorn jagen lassen.

Aber sie hatte vorhin deutlich genug gespürt, dass etwas nicht stimmte.

Gefahr! Wie eine Alarmglocke hatte der Gedanke in ihr angeschlagen.

Sie wusste nicht, inwieweit sich die Aktivitäten der dämonischen Mächte entwickeln würden. Die nahe Zukunft würde es an den Tag bringen.

Sie umklammerte nochmals den Stein, während sie auf Mike wartete. Normalerweise hätte das auch schon genügen müssen, um mit ihrer Mutter auf geistiger Basis eine Verbindung aufzunehmen. Normalerweise…

Aber das war kein normaler Fall mehr; schwarzmagische Mächte hatten hier die Kontrolle übernommen.

»Irgendetwas liegt dazwischen… schwarze, magische Wand …«, drang es über die Lippen der Engländerin. Angst, Unsicherheit, Ratlosigkeit und Resignation waren in ihren dunklen Augen zu erkennen.

Was war es nur, das einen Kontakt der Gedanken verhinderte?

Weshalb war keine Verbindung zustande gekommen?

Fragen über Fragen…

Die grauenvolle Erkenntnis schüttelte sie durch. Es lief Damona eiskalt über den Rücken. Unwillkürlich hob sich noch mal die Hand gegen den schwarzen, tropfenförmigen Stein, welcher das Erbstück ihrer Mutter war.

Aber nichts geschah.

Der Stein zeigte nicht die geringste Reaktion!

Das Werk Luzifers, ihres Erzfeindes?

Sie ahnte, was geschehen war.

Offenbar ein Ausläufer einer Dämonenfalle, in die man sie locken wollte. Und irgendwann würde sie auch hineingeraten. Vielleicht ohne dass sie es eigentlich wollte…

Doch allzu lange durfte sie nicht mehr warten. Es müsste schon – und das im wahrsten Sinne des Wortes – mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht Anja Braaks Spuren finden sollte…

Die Ereignisse ließen zumindest den Schluss zu, dass Unvorhergesehenes sich ihr in den Weg legen würde.

Damona King schüttelte sämtliche Gedanken ab und ließ den Stein wieder unter der nachtschwarzen Satinbluse verschwinden, unter der sie nur noch einen seidenen Niki trug.

Mike Hunter nahm Damona in den Arm und schlenderte mit ihr gemütlich die Treppe ins Gästezimmer hinab.

Vielleicht ermunterte sie jetzt ein ausgiebiges Frühstück, das ihr einen guten Start in einen langen Tag geben sollte.

Schon von weitem stieg ihr der Geruch frisch zubereiteten Kaffees in die Nase.

Damona war ruhig, gefasst und bei vollem Bewusstsein. Mike erfuhr von ihr, dass man sie offensichtlich mit allen Mitteln davon abbringen wollte, nach Castlebury-House zu fahren.

»Weshalb denn?«, fragte Mike unsicher.

»Ich stelle eine reale Gefahr dar«, erwiderte Damona King. »Die Mächte, die Anja Braak in den Klauen halten… wollen auch mich vernichten«, fuhr sie stockend fort.

Und dagegen hatte auch Mike Hunter etwas.

Deshalb erhob er schnell seinen Einwand.

»So weit darf es nicht kommen, Damona. Ich werde dir helfen, so

weit es in meiner Macht steht.« Mit diesen Worten griff er unter den Kragen seines Rollkragenpullis, und seine Hand kam wieder mit einem kleinen, silbrig schimmernden Gegenstand hervor.

Es war ein künstlerisch gearbeitetes Silberkreuzchen, das von unschätzbarem Wert sein musste. Genau in der Mitte, zwischen den beiden Balken, befand sich ein glutroter Stein.

»Es ist von deinem Vater«, sagte Mike zu Damonas Verblüffung.

»Er hat es einst deiner Mutter zum Geschenk gemacht, Damona. Ich fand es bei ihrem Schmuck, und ich dachte mir, es könnte bessere Zwecke erfüllen als nur zwischen dem Familienschmuck herumzuliegen…«

»Woher wusstest du…« Damonas Gesicht drückte Ratlosigkeit aus.

»Dein Vater hat es testamentarisch erwähnt. Und ich eignete mir das Kreuz zu meinem Schutz an. Ich weiß, ich hätte es dir früher sagen sollen, aber ich wartete damit, bis die Zeit reif genug war.«

Auch Damona verspürte die beruhigende Aura, die von diesem kleinen Silberkreuz mit dem blutroten Rubin ausging. Und sie wusste, dass Mike nicht zögern würde, diese weißmagische Waffe gegen die Elemente der Finsternis wirkungsvoll einzusetzen. Innerlich war sie beruhigt, dass auch er gewissermaßen unter dem Schutz ihrer Mutter stand. Es erfüllte sie mit neuem Mut.

Unverrichteter Dinge würde sie hier nie das Feld räumen.

Der Himmel draußen war mit einer dichten grauen Wolkendecke überzogen. Morgens um neun sah es schon so aus, als ob bereits der Abend hereinbrechen wollte.

Donner grollte, und violette Blitze zuckten in der Ferne über den Mooren.

Damona und Mike bevorzugten echten Earl-Grey-Tea zum Frühstück und aßen Toast mit Butter und Schinken.

Die Konzernchefin hatte dabei die Gelegenheit, den großzügig angelegten Raum zu betrachten, in dem sie frühstückten.

Die Wände waren zum Teil mit kostbaren Teppichen und Jagdtrophäen behangen. In einer dunklen Ecke stand sogar eine chromschillernde Rüstung mit einem langen Zweihandschwert in den Eisenfäusten. Das nach vorn spitz zulaufende Visier war herabgeklappt.

Für Damona war das nichts Neues. Auf King's Castle gab es derartige Dinge en gros. Auch dort befanden sich eine kostbare Waffensammlung und zahlreiche Harnische.

Damona konnte den Blick nicht von dem Mann wenden, während er ihr vertrauensselig alles mitteilte, was sie seiner Meinung nach wissen sollte.

Und für Mike war durch dieses kleine Silberkreuz eine ungeheure geistige und seelische Kraft wach geworden, wie er sie nie zuvor

gefühlt hatte.
Sie sprachen auch noch weiter darüber.
»Das *Buch der Rache*«, murmelte Damona wieder, den Leitfaden der Schrecken wieder aufgreifend.
»Was ist denn damit los?«, wollte Mike wissen. Er verlangte von Damona endlich Klarheit.
»Ein Werk des – Bösen«, erwiderte Damona nur.
Ihre Stimme klang belegt.
»Unantastbare, magische Kräfte liegen in diesem Folianten…« Ihr Blick schien in eine weite Ferne gerichtet, während sie an ihrem ungezuckerten Milchtee nippte und ein Stück vom Toastbrot abbiss.
»Ein Fluch?«, fragte Mike ergriffen. Unmutsfalten stahlen sich auf seine Stirn. »Wo – wo befindet sich dieses *›Buch der Rache‹*?«, wollte er weiterhin wissen.
Auch in Damonas Stirn grub sich eine steile Falte.
»Das herauszufinden, ist unsere Aufgabe, Mike. In diesem Folianten des Grauens verbirgt sich die Wurzel allen Übels…«
»Hängt es mit diesem Schwarzmagier Antiquus Moridondus zusammen?«, fragte Mike.
»Ja, unmittelbar. Moridondus ist ein Vorfahr Anja Braaks, der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte«, antwortete Damona, und sie hoffte den Kern der Sache getroffen zu haben.
»Weiß man genauer, wo dieser Schwarzmagier abgeblieben ist?«, wollte Mike weiter wissen und trank den letzten Rest Tee.
»Nein, aber er ist so einer wie Brodkin – du weißt schon wer – der auch vor nichts zurückschreckt…«, orakelte Damona. »Der Fluch des Teufelsfolianten ist wahr geworden.«
Die Vermutungen gewannen an Gestalt.
Und es war in der Tat der Fluch, der für alles verantwortlich war.
Aber das konnten Damona King und Mike Hunter – zu dieser Zeit jedenfalls – nicht wissen…

***

Norna de Bainville schrie gellend auf, denn auch sie sah, was Don Shapiro wahrnahm – ein Hexenmonster!
Das Wesen, das da vor ihnen stand, hatte nunmehr geringe Ähnlichkeit mit der Holländerin Anja Braak. Keine Spur mehr von der Schönheit, die Shapiro vom ersten Augenblick an begeistert hatte…
Diese Frau war jetzt eine Dämonin, ein Wesen, das dem Satan diente!
»Was starrt ihr mich so an?«, brach die Dämonin das herrschende Schweigen.
Der Zusammenstoß mit einer teuflischen Macht versetzte Shapiro in namenloses Grauen. Seine Zähne klapperten.
Verzweiflung, Ratlosigkeit und Todesangst standen in den Gesichtern

der beiden Menschen.

Die Dämonin hatte dafür nur ein gehässiges Lachen übrig. Ihr Gesicht war verzerrt, und doch zeigten sich die Spuren ehemaliger Schönheit. Anja Braaks Haar war zerzaust und wirkte wie tausend züngelnde Schlangenleiber. Sie sah aus wie eine Gorgone, eine Tochter der Medusa.

»Aus dieser Todesfalle kommt ihr nicht mehr lebend heraus, Menschenwürmer!«, zischte sie. Schaum flockte auf ihren aufgesprungenen Lippen. Die Besessene hatte sich vollkommen in eine schwarzmagische Hexe verwandelt, die Shapiro und Norna nicht die geringste Chance zur Flucht gewährte.

Wie angewurzelt standen die beiden auf der Stelle.

Shapiro war weiß wie eine Kalkwand. »Ich… verstehe nicht … was … ist … mit … Ihnen?«

»Du wirst sterben, Shapiro!«, sagte die Hexe.

»Ich… Aber – aber mein Film …«

Offensichtlich hatte Don Shapiro noch immer nicht begriffen, dass er es bei Anja Braak nicht mehr mit einem normalen Menschen zu tun hatte. Stattdessen war er bedacht darauf, möglichst bald alles ins Reine zu bringen, damit er hier wieder abziehen konnte.

Doch so weit sollte es nicht kommen.

»Was geht uns dein Film an?«, wetterte die Dämonin.

»Aber…«

Die Dämonin kam auf die beiden zu. Ihre Hände formten sich zu Klauen. Es sah ganz so aus, als wolle sie Shapiro jeden Moment packen.

»Satan wird unser Opfer gnädig annehmen«, sagte die Hexe weiter.

Satan?, fragte sich Shapiro. Seine Gedanken jagten sich.

»Doooonnnn!«, brüllte Norna de Bainville. Sie warf sich wie vom Katapult geschleudert zurück und entging so einem raschen Zugriff der Hexe Anja Braak. Ihre Augen waren weit aufgerissen, das Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Er durfte nicht aufgeben, sondern musste etwas tun, um vielleicht das Blatt doch noch zu seinen Gunsten zu wenden.

»Don!« Der Schrei brach aus Nornas Kehle.

Flieh!, peitschten seine Gedanken.

Shapiro warf sich ansatzlos herum und machte gleichzeitig eine Drehung nach rechts und bekam Norna am Arm zu fassen. Heftig zog er sie mit sich, so dass sie zu stolpern drohte. Aber darauf achtete er nicht, sondern er wollte so schnell es ging, den Ort des Grauens verlassen.

Hier stimmte überhaupt nichts mehr!

Plötzlich erstarrte er. Hart wie Schraubstöcke legten sich die beiden Hände der zur Hexe gewordenen Holländerin um seine Kehle.

Shapiro röchelte. Unwillkürlich ließ er Norna de Bainville frei und stemmte sich verzweifelt gegen den Würgegriff der Teufelshexe.
Shapiro röchelte wie ein Ertrinkender. Er trat und schlug um sich.
Das Grauen wurde für ihn in all seiner Vielfalt spürbar und lähmte ihn. Wild pochte sein Herz gegen die Rippenbögen, drohte sie jeden Augenblick zu durchbrechen.
Die Dämonin ließ nicht nach. Immer stärker drückte sie zu. Ein satanisches Grinsen kerbte ihre Lippen.
Don Shapiro war seiner Widersacherin kräftemäßig unterlegen.
»Norna!«, brachte er mühsam zwischen seinen Zähnen hervor.
»Hilf!«
Norna de Bainville litt unter unsagbarer Furcht. Gut, sie hatte in weit über hundert Horror-Filmen mitgewirkt und konnte leicht ihre Nerven bewahren aber das hier war zu viel für sie. Es ging über ihre Kräfte.
Und sie hatte nicht mal ein christliches Symbol mit sich!
Verzweiflung stahl sich in ihr Bewusstsein. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis es schwarz vor ihren Augen wurde.
Norna gab sich einen Ruck und warf sich mutig nach vorn, auf die Hexe zu, die Shapiro immer noch im todbringenden Würgegriff hielt.
Aus!, dachte sie dabei. Er schafft es nicht mehr!, fieberte es durch ihr Gehirn.
Mit der geballten Faust schlug sie zu.
Norna de Bainvilles Gesicht verzerrte sich zu einer Maske des Schmerzes. Sie glaubte, ihre Hand hätte auf Granit geschlagen.
Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu!
Wer war dieses Höllenmonster?
Durch den eigenen Schwung des Schlages aus dem Gleichgewicht gebracht, verlor Norna den Halt. Ihre hochhackigen Stiefeletten trugen dazu bei, dass sie stürzte.
Dumpf schlug sie auf die harten Steinfliesen. Ein leiser Schmerzensschrei entrang sich ihrer Kehle.
Don Shapiros Gestalt kam ihr wie gefiltert vor. »Flieh!«, rief er ihr verzweifelt zu, während er langsam in die Knie sackte.
Eine unbeschreibliche Panik schüttelte sie durch. Sie bekam keine Luft mehr, so sehr setzte ihr das Grauen zu. Die attraktive blonde Frau verstand die Welt nicht mehr. Sie kam nicht mal mehr zum Schreien.
Zur Tür!, pochte es in ihr. Aber gleichzeitig erkannte sie das Schreckliche.
Durch die Tür konnte sie nicht. Der Eingang wurde durch zwei weitere Höllenwesen versperrt.
Ein Mann in altertümlicher Kleidung und eine alte, bösartig wirkende Frau mit glühenden Augen!
»Ein schönes Opfer!«, murmelte der schrecklich aussehende Mann teuflisch.

Lieber sterben!, erfüllte sie der Gedanke.

Sekundenlang herrschte betretenes Schweigen.

Mit einem Seitenblick erkannte die blonde Frau, dass Shapiro zu Boden gegangen war. Die Hexe beugte sich über ihn.

Sie hörte ihr Herz heftig klopfen. Sekunden vergingen und reihten sich zu Minuten…

Was würde jetzt geschehen?

War Shapiro – tot?

Tausend Fragen plagten sie, und sie drohte daran zu ersticken.

Mit einemmal wurde ihr klar, dass sich die Ungeheuer jetzt auf sie konzentrierten.

Der Mann in den weiten Pluderhosen und dem Samtwams kam näher.

Er schwebte über dem Boden!

Hier wurden alle Naturgesetze auf den Kopf gestellt.

Modriger Geruch wehte ihr wie Pesthauch aus der Hölle entgegen.

Alles begann vor ihren Augen zu kreisen. Sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Warum hatten die Bestien ihn umgebracht? Was für einen Sinn ergab das alles?

Diese Gedanken peinigten sie bis aufs Blut.

Der Weg zur Tür erschien ihr mit einemmal unendlich. Ihr schlanker Körper fühlte sich schwer und bleiern an, ihre Kräfte schienen immer mehr und mehr zu erlahmen, ihr Atem flog.

Dennoch musste ihr es auf irgendeine Art wieder gelungen sein, auf die Beine zu kommen. Plötzlich fing sie an, unkontrolliert zu schreien.

»Don! Doooonnn…!«, brüllte sie unablässig. Obwohl sie Shapiro zu hassen begonnen hatte, nagte die Ungewissheit über sein Schicksal an ihrem Geist und ihrer Seele, wühlte ihr Inneres auf.

Sie sah die drei Monstergestalten, spürte den eisigen Wind, der durch die weit aufgerissene Tür einströmte.

All das war Wirklichkeit – und kein Traumbild!

Der hagere, bärtige Mann mit dem bleichen Gesicht kam näher und näher. Seine Füße berührten nicht den Boden. Er schwebte frei in der Luft. Die dunklen, glühenden Augen waren auf sie und den regungslosen Shapiro gerichtet.

Norna wünschte sich in diesen Schreckensminuten, am liebsten im Erdboden zu versinken und dem Grauen nicht länger die Stirn bieten zu müssen.

Die Furcht saß ihr im Nacken, und sie wagte nicht, den Teufelsmagier anzuschauen.

Jeder Schritt, den sie tat, wurde ihr zur aufgezwungenen Qual.

Das unheimliche Castlebury-House machte mit einemmal einen beklemmenden Eindruck auf sie, der durch die herrschende Düsternis

noch verstärkt wiedergegeben wurde.

Das war die erste Vision des Grauens.

Sie meinte am Boden zu kleben. Ihre Schritte wurden immer unsicherer, und sie begann zu wanken. Wie ein glühender Ball schwebte das Gesicht des Magisters vor ihr.

Ein widerlicher Kerl, dachte sie voller Abscheu.

»Dir kann bald keiner mehr helfen, mein Täubchen«, ließ sich Moridondus vernehmen. Entschlossenheit und Fanatismus drückte sein gespanntes Gesicht mit den hochgesetzten Jochbeinen aus. Die Augen waren nur noch zwei glühende, pulsierende Kugeln in einer schrecklich verzerrten Teufelsfratze.

Norna de Bainville hätte sich nicht im Geringsten gewundert, wenn sich jetzt zudem noch zwei Hörner auf dem Schädel ihres Gegenüber gezeigt hätten.

Annähernd gleichzeitig wünschte sie sich, nie alleine mit Shapiro nach Castlebury-House gekommen zu sein, sondern zusammen in einer Gruppe mit dem übrigen Filmteam.

Der Regisseur lag noch immer wie leblos auf den kalten Steinplatten. Shapiro lebte noch, aber eisige Kälte verdammte ihn zur Unbeweglichkeit. Was hatten die Teufelsanbeter nur mit ihm angestellt?, peitschte ihn der Gedanke.

Don Shapiro vermochte nicht den kleinsten Finger zu rühren. Er schien mit dem Boden verwachsen, so schrecklich das auch klang – es war quälende Wirklichkeit!

Kaum jemand sprach nur eine Silbe.

Hin und wieder war ein Fluch der Hexen zu vernehmen. Damit hatte es sich auch schon.

Sein Mund war wie zugeklebt. Ihm war so, als erstarre er langsam aber sicher zu – Stein. Die eisige Kälte kroch von den Fußspitzen her hoch und breitete sich dann rasch über seinen übrigen Körper aus.

Die herrschende Stille war beklemmend. Es schien, als würden die Natur und die Zeit den Atem anhalten. Norna de Bainville spürte eine eisig kalte Gänsehaut über ihren Rücken rieseln, als würden zwei eisige Finger über ihren Rücken streichen. Sie wusste, was der Grund für alles war – in diesen Mauern nistete das Böse, Dämonische, das seit Urzeiten Peiniger der Menschen war und sie in den tiefsten Abgrund der Hölle zu stürzen versuchte.

Sollten die Hexengeschöpfe ihre Prophezeiung in die Tat umsetzen?

Die Luft in Castlebury-House war plötzlich heiß und stickig.

Norna de Bainville rang nach Atem. Ihr blondes Haar hing in schweißdurchtränkten, verklebten Strähnen in ihre fiebrige Stirn.

Abstoßend wirkte dieses altehrwürdige Haus auf sie.

Eine Atmosphäre des Zerfalls. Modergeruch…

Ein stumpfes, glimmendes Licht lastete über der grauenvollen

Szenerie. Die Luft roch streng nach Fäulnis und Moder. Fahles Licht warf die Silhouetten der Teufelswesen als übergroße bizarre Schatten an die kahlen Wände.

Der Angstschweiß rann aus ihren Poren. Im Nu war ihre Unterwäsche schweißdurchtränkt, so dass man sie hätte auswringen können.

Norna richtete den Blick geradeaus zur Tür, wo die beiden Hexenwesen standen – und erschrak aufs heftigste.

Von dort – kam das Grauen…

***

Dicke Wolkengebirge klebten am verwaschenen Himmel und vollführten einen bizarren Tanz.

Jim Falcetti hatte den schlammbespritzten Rover fest im Griff. Er war der Jüngste in Don Shapiros Filmteam. Seine Aufgabe bestand darin, dass er für die Beleuchtung und die übrigen elektronischen Installationen zuständig war.

Deshalb bewahrte er auf der Ladefläche des Rovers sämtliche Leuchten und Kabelverbindungen auf. Das alles war mit einer grauen Gummiplane abgedeckt, um die hochwertigen Geräte vor Nässe und Witterungseinflüssen zu schützen.

Dicke, schwere Regentropfen trommelten von außen monoton gegen die Windschutzscheibe. In Jim Falcettis Ohren klang das alles wie ein überlautes Hämmern.

Er kümmerte sich nicht darum, sondern musste sich voll und ganz auf den schlammigen, aufgeweichten Weg konzentrieren.

Es war ein trüber, nebliger Tag. Nebelfinger stiegen aus dem nahen Morast auf und hüllten den Rover ein. Ein typischer Novembertag im schottischen Hochland.

Jim Falcetti wusste, dass Shapiro nach Castlebury-House gefahren war, um mit der holländischen Schauspielerin einige Gespräche über einen neuen Film zu führen.

Es wunderte ihn, wenn er überhaupt den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Bei diesem Nebel konnte man sich leicht verfahren.

So abwegig der Gedanke auch sein mochte, so logisch war er andererseits.

Kahle, blattlose Bäume stellten sich dem Rover in den Weg. Es drang kaum ein Sonnenstrahl durch, und wenn, dann wirkte der dichte Nebel wie gelber Schwefelqualm. Das Vorankommen war für Falcetti eine Plackerei. Eine drückende Stille lastete über dem Hochmoor. Alle Geräusche der Natur waren verstummt, als laste über dieser Gegend ein Fluch.

Vom River Nith her wurden dicke, watteartige Nebelschwaden nach

Dumfries getrieben.
Jim Falcetti war mit seinen Gedanken allein. Er ließ vor seinem geistigen Auge alles noch mal Revue passieren, was er sich für diesen Tag alles vorgenommen hatte.
Dazu gehörte erstmal, dass er nach Castlebury-House fahren musste, um dort die wichtigen Elektroanschlüsse für die Probeaufnahmen zu installieren. Außerdem gehörte es zu seinem Aufgabenbereich, dass er für die Filmlampen verantwortlich zeichnete. Auch diese musste er anbringen.
Die übrigen Mitglieder des Filmteams waren in Dumfries geblieben. Sie hatten ihr Quartier – genau wie er, Falcetti im Oldtimer-Hotel. Man war sich am Morgen noch nicht darüber einig gewesen, wann die Probeaufnahmen starten sollten; außerdem fehlte Shapiro, der normalerweise immer den Startschuss gab.
Normalerweise…
Es sollte etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommen – aber das wusste Falcetti zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

***

Auch bei Tageslicht – falls man die neblige Atmosphäre als solches bezeichnen wollte – machte das alte Gemäuer einen unheimlichen, beklemmenden Eindruck. Völlig verdeckt von Bäumen, Sträuchern und schroffen Felsen lag Castlebury-House im Wald.
Jim Falcetti sah von weitem schon den knallroten Bentley seines Chefs Shapiro. Der Filmangestellte lenkte den Rover dicht daneben, wagte es aber nicht, zu nahe an das morbide, morsche Gemäuer heranzufahren.
Es war merkwürdig, als ob ihn eine unsichtbare Macht davon abhalte, dem Haus zu nahe zu kommen.
Falcetti stieg aus, zog die Plane von der Ladefläche und lud vorsichtig die hochtechnischen Halogenleuchten und die Kabelverbindungen ab. Anschließend schleppte er einen Teil davon ins Haus.
Die Eingangstür stand weit offen.
Das war das erste, das Falcetti stutzig machte.
Dann betrat er mit zwei Leuchten in den Armen die groß angelegte Halle.
Eine weitere Tatsache, die ihn verwirrte, war, dass hier überhaupt keine Einrichtungsgegenstände vorhanden waren!
Falcetti kratzte sich am Kopf.
»Na, das wird ein schönes Stück Arbeit geben«, meinte der Zweiunddreißigjährige mürrisch.
Es sah fast so aus, als wäre Castlebury-House nie bewohnt gewesen.
Doch der Eindruck täuschte.

Nur… Jim Falcetti wusste das nicht.
»Hallo, Mr. Shapiro!«, rief er in die Stille. »Sind Sie hier?«
Angespannt lauschte er.
Nichts…
Komisch, dachte Falcetti misstrauisch. Er hatte doch deutlich Shapiros Bentley vor dem alten Gemäuer stehen sehen!
Narrte ihn ein Spuk? Litt er etwa schon unter Halluzinationen?
Vielleicht – hatte der Wagen des Filmbonzen gar nicht dagestanden und er täuschte sich einfach nur.
Unsinn!, verwarf er den Gedanken wieder.
Knacks…
Das Geräusch ließ ihn auf den Absätzen herumwirbeln. Es war von draußen aufgeklungen.
»Mr. Shapiro?«, fragte Falcetti unbeirrt. Was war nur los? Warum fühlte er sich plötzlich so unruhig?
Kurz entschlossen stellte er die beiden Leuchten in der Mitte des Raumes ab und begab sich noch mal zur Eingangstür, die weiterhin offen stand.
Ein Anflug von Unruhe machte sich in ihm breit. Fuß vor Fuß setzend, betrat er den schlammigen Pfad – und erstarrte zur Salzsäule.
Falcetti glaubte, das Mark würde ihm in den Knochen gefrieren und dick wie Sirup würde das Blut durch seine Adern pulsen.
Shapiros Bentley – war weg…!
Jim Falcetti wischte sich über die Augen und kniff sich in den linken Arm. Deutlich verspürte er den leichten Schmerz. Er träumte also nicht!
Aber – warum hatte er dann kein Fahrgeräusch vernommen, als der Wagen weggebracht worden war?
Hier ging es doch nicht mit rechten Dingen zu!
Erst kam er hier in diesen alten Kasten in der Hoffnung, Don Shapiro zu treffen, und dann verschwand auch noch dessen Wagen auf Nimmerwiedersehen…
Teufelswerk!
Er kam sich tatsächlich vor wie in einem Horrorfilm. Alles sprach dafür. Die Bilder, die er registrierte, waren durchaus Wirklichkeit – und keine Täuschung!
Jim Falcetti blieb wie angewurzelt stehen. Er konnte für Momente keinen klaren Gedanken mehr fassen.
Er war fast bereit anzunehmen, das alte, unheimliche Haus – hätte Shapiros Bentley aufgesaugt.
Verrückt!, dachte er. Aber – sollte es eine plausiblere Erklärung für die Geschehnisse geben?
Und wo war Shapiro selbst?
Jim Falcetti verhielt sich mucksmäuschenstill. Er hatte das

unbestimmte Gefühl, plötzlich nicht mehr allein zu sein. Irgendetwas beobachtete ihn. Er spürte förmlich die brennenden Blicke auf seinem Rücken.

Wie vom Blitz getroffen, drehte er sich um.

Nichts…

Er sah niemand. Das Hausinnere lag nach wie vor in schummriger Düsternis, eine geheimnisvolle, beklemmende Atmosphäre.

Meine Nerven drehen durch, sagte er zu sich im Stillen. Langsam schritt er zurück.

Eine gigantische Wand aus Nebelsubstanz ragte vor ihm in die Höhe, als ob sie sich jeden Augenblick auf ihn stürzen wollte. Es war kaum die Hand vor Augen zu erkennen.

Inständig wünschte er die anderen Mitglieder des Filmteams herbei. Er fühlte sich unwohl, und Beklommenheit drängte sich in seine Gedanken, trug dazu bei, seine Unsicherheit und Furcht zu verstärken.

Der Filmangestellte blieb im Freien, schloss aber die klobige Tür hinter sich. Krachend schnappte sie ins Schloss.

Plötzlich stockte Jim Falcetti der Atem. Er verlor plötzlich den Boden unter den Füßen, fühlte sich gepackt und wie von einer Riesenfaust empor gewirbelt.

Ein Überraschungsschrei löste sich aus seiner Kehle.

»Hilfe!« Sein Ruf gellte durch die unnatürliche Stille. »Hiiilllfeeee…!«

Sein Kopf ruckte hoch, um zu erkennen, was überhaupt mit ihm vorging.

Was er erkannte, erfüllte ihn derartig mit Grauen, so dass für wenige Sekunden sein Herz aussetzte.

Tausend kleine, spinnenartige Fäden hatten ihn gepackt und würgten ihn. Das feine Gespinst legte sich um Mund und Nase. Es war hart wie Glas, und eine blutrote Flüssigkeit pulsierte durch diese Fäden, erfüllte sie mit unnatürlichem Leben.

Falcetti versuchte sich zu befreien. Gehetzt sah er sich um. Er konnte nicht erkennen, woher diese Schlingen so plötzlich gekommen waren.

Sie schienen von überallher auf ihn einzudringen…

Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu. Sein Herz klopfte bis zum Hals, und seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten.

»Hilfe…!«, würgte er hervor.

Aber da war niemand, der ihn hätte hören können.

Er fühlte, wie er immer weiter gegen die glucksende Mooroberfläche gedrückt wurde. Und es kam ihm so vor, als würde dieser zähe, morastige Brei mit einemmal leben, atmen und ihn aufsaugen.

Der zweiunddreißigjährige Engländer war vor Angst und Schrecken wie erstarrt. Er kam sich wie ein lebloser, unbehauener Felsbrocken vor, den man einfach durch die Luft geworfen hatte.

Sah so sein Ende aus?

Es war unglaublich – und doch wahr…

Die Moorbrühe kam immer näher. Gleich würde er fallen. Seine Fußspitzen berührten schon die schlammige Oberfläche…

***

Gleich nach dem Frühstück hatten sie sich auf den Weg gemacht.

Überdies war es ein Wagnis, bei diesen Nebelschwaden ins Moorgebiet zu fahren.

Dennoch würde es Damona King tun.

Vor dem *Oldtimer-Hotel* hatte ein gelber Wagen der Shapiro-Filmgesellschaft gestanden. Unwillkürlich hatte Damona dabei an Anja Braak denken müssen, deretwegen die Filmfritzen bestimmt nach Dumfries gekommen waren.

Hin und wieder musste Damona an die vergangenen Ereignisse des Morgens denken.

Sie hatte noch immer keine Erklärung dafür gefunden, weshalb sie es nicht vermochte, zu ihrer Mutter durchzudringen.

Hier hatten Teufelsmächte ihre Hände im Spiel gehabt!

Am Himmel fetzten dunkle Wolken durcheinander. Der Wind zerriss hin und wieder die Nebelschwaden, so dass ab und zu ein Sonnenstrahl durchdringen konnte. Aber das war auch alles. Es war noch kälter geworden, und es roch nach Eis und Schnee. Irgendwann würden die ersten Flocken fallen. Für November war das völlig normal. Damona King und Mike Hunter wussten noch nicht, wie lange ungefähr der Weg sich durch das Moor ziehen würde. Sie waren lediglich auf Vermutungen und eine Stabskarte angewiesen. Das Moor war darin durch grüne Flecke mit schrägen Strichen markiert.

Und mitten im Moor befand sich Castlebury-House. Damona hielt das für einen äußerst ungeeigneten Standplatz für ein altes Herrschaftshaus.

Mike startete den Motor, lenkte den Wagen aus der Ortschaft und schlug den Weg ins Moor ein.

Nach einer Meile ruhiger Fahrt entdeckten sie ein altes, verwittertes Hinweisschild, das an einem Pflock in den Boden gerammt worden war.

Castlebury-House stand darauf zu lesen.

Sie kamen der Sache schon ein wenig näher.

Ein flüchtiges Lächeln umspielte Damonas Lippen. »Dort ist es«, sagte sie. »Ich weiß es…«

Mike musste die Nebelscheinwerfer zuschalten, damit er sich überhaupt in dieser Milchsuppe orientieren konnte.

Die langen, wie Geisterfinger wirkenden Lichtlanzen durchstachen grell den Nebel, so dass der Weg verhältnismäßig gut zu erkennen war.

Der Jaguar glitt wie ein Schemen an dem verrotteten, schimmeligen Schild vorbei und wurde vom Nebel verschluckt, als ob ein gigantisches Ungeheuer sein Maul öffnete und ihn verschlänge.

»Das ist der richtige Weg«, ließ Damona sich noch einmal vernehmen.

»Hoffentlich hast du damit den Nagel auf den Kopf getroffen«, gab Mike zu bedenken. »Konnte ja auch sein, dass irgend so ein Witzbold das Schild verdreht haben könnte…«

»Quatsch!«, sagte Damona nur. Ihre Stirn war in tiefe Falten gelegt.

»Ich meine ja auch nur…«, gab sich Mike geschlagen.

Sie kamen zügig voran.

Trostlose Landschaft glitt an ihnen vorbei, schälte sich aus dem Nebel. Verkrüppelte, morsche Bäume mit blattlosen Ästen, Sumpf gras und Nebelschwaden, die wie überdimensionale Totenhemden über dem Moor schwebten.

Diese Gegend war richtig zum Gruseln. Und wehe dem, der sich einmal in den zahlreichen Mooren verirrte! Freiwillig ging keiner in diese morastigen Gebiete, und bei Nacht waren seltsamunheimliche Geräusche zu vernehmen, als ob die Seelen der Toten schrien…

In dieser abgelegenen, sumpfigen Gegend war Heulen und Zähneklappern zu Hause. Hier wurden die alten Legenden und Gruselmärchen wieder wach, die man sich an langen Winterabenden bei prasselndem Kaminfeuer erzählte.

Die Eigenart der Moorlandschaft wirkte sich auch auf Damona King und Mike Hunter aus, ohne dass sie sich dagegen wehren konnten. Mike registrierte Unbehagen, Damona zog fröstelnd die schmalen Schultern hoch.

»Richtig unheimlich, was?«, konnte sich Mike nicht verkneifen zu sagen. Er sagte das mit ernstem, unbewegtem Gesicht, und Damona zweifelte nicht daran, dass er die Bemerkung ebenso ernst meinte.

Er hielt das Lenkrad fest umklammert.

Der schmale Pfad war schlammig und ziemlich uneben. Die breiten Reifen schmatzten im schlüpfrigen Erdboden, wühlten den Erdbrei auf und spritzten ihn nach allen Seiten hin weg. Die ganze Karosserie war bald über und über mit Schlamm bespritzt. Auch die Fensterscheiben waren bald von wahren Schlammfontänen verschmiert.

Sie fuhren dicht an den Bäumen vorbei. Zweige und Äste schabten über das Blech des Wagens. Die Geräusche, die dabei entstanden, hörten sich an, als ob riesige Krallen darüber kratzen würden.

Vereinzelt gab es kleine Unebenheiten – offenbar Steine –, und der Jaguar wurde unsanft in den Stoßdämpfern strapaziert. Nicht nur einmal knallten die beiden Insassen mit den Köpfen gegen das Wagendach, so dass es hohle, gedämpfte Laute gab.

Mike bremste kurz.

An dieser Stelle machte der schlammige Pfad einen scharf en Knick nach rechts. Hunter hatte seine Mühe damit, dass der schwere Wagen nicht vom Weg kam und die zerwühlte Böschung hinabrutschte.

»Eigentlich durfte es jetzt nicht mehr weit sein«, sagte Damona, und brach das Schweigen.

Mike erwiderte nichts. Er war nicht besonders froh darüber, seinen Wagen auf diese Art zu ruinieren. Man konnte von Glück reden, wenn die schlammige Brühe nicht unter die Motorhaube drang oder auf irgendeine Weise ins Getriebe geriet.

Sie kamen sich vor wie in einer anderen Welt. Manche Bäume wirkten wie dürre Ungeheuer, die ihre verästelten Finger nach ihnen ausstreckten, um sie zu packen und ins Moor zu ziehen.

Mike Hunters Laune hatte sich zwar etwas gebessert, war aber dennoch von ihrer Normalform weit entfernt. Für ihn war es eine Fahrt ins Ungewisse, für Damona King eine Selbstverständlichkeit.

Er wusste nicht, was ihn alles in Castlebury-House erwarten würde – und ob er von dort noch mal lebend wegkam.

Das *Buch der Rache*! Immer wieder erfüllte ihn dieser Gedanke. Er wusste oder ahnte vielmehr –, dass damit die Lösung des Problems verknüpft war. Und dieses Buch wollte er zusammen mit Damona finden.

Der Nebel schien zu brodeln.

Weiße, schillernde Schwaden stiegen vor dem Wagen empor, als ob Tote ihre Geisterfinger nach den Lebenden ausstrecken würden.

»Seltsam und unheimlich anmutend…«

»Da muss schon mal jemand vor uns diesen Pfad gefahren sein«, sagte Mike unvermittelt. Angestrengt blickte er nach vorn.

Deutlich genug waren die breiten, ausgefahrenen Spuren zu erkennen, in denen sich die Profile von Autoreifen abzeichneten. Die tiefen Spuren waren unverkennbar.

Hunter fuhr weiter in den eingefahrenen Bahnen. Seine Stirn war in tiefe Falten gelegt.

»Und?«, fragte Damona.

»Es ist doch der einzige Weg, der nach Castlebury-House führt, nicht wahr?«

»Klar doch«, erwiderte Damona. »Anja Braak besitzt ja auch einen Wagen…«

Plötzlich sahen sie einen großen, bizarren Schatten vor der Windschutzscheibe.

»Stopp!«, rief Damona aus, die drohende Gefahr rechtzeitig erkennend.

Mike riss das Steuer des Jaguars herum und konnte so einer Kollision mit einem abgestorbenen Baum entgehen, der plötzlich und unvermutet aufgetaucht war.

»Können hier die Bäume wandern, verdammter Mist?«, fluchte Mike. »Jetzt stehen sie schon mitten im Weg!«

Er trat auf die Bremse und drosselte so das Tempo. Anschließend schaltete er einen Gang herunter. Er zog den Wagen wieder auf die gerade Strecke.

»Donnerwetter, hast du heute ein Temperament!«, wunderte sich Damona, einen flüchtigen Blick auf Mike werfend.

»Man tut eben, was man kann.«

Damona strich sich mit einer fahrigen Bewegung über die Stirn.

Auch an ihr war der plötzlich aufgekommene Schreck nicht spurlos vorübergegangen.

»Wenn ich gegen den Baum gefahren wäre, säßen wir jetzt im Moor«, sagte Mike Hunter mit belegter Stimme.

Damona war mittlerweile klar geworden, dass Castlebury-House Ausgangspunkt für eine unmittelbare Bedrohung war oder noch werden konnte.

»Hoffentlich kommen wir nicht zu spät!« Für Damona war diese Frage Selbstverständlichkeit, da sie annahm, dass Anja Braak sich in Lebensgefahr befand und wahrscheinlich Opfer dämonischer Mächte werden konnte.

Sie zweifelte nicht länger daran, dass die Holländerin sich in den Klauen einer teuflischen Sekte befand, die es darauf abgesehen hatte, an das *Buch der Rache* zu kommen.

Manchmal feierten solche Sekten auch so genannte »Blutfeste«, in deren Verlauf meist eine Teufelei steht. Andererseits brachten sie auch ihrer grausamen Gottheit oder dem Satan Opfer dar, deren Höhepunkt der Tod eines Menschen war.

Mit flüsternder, kaum wahrnehmbarer Stimme erzählte Damona von solch unheimlichen Zusammenkünften, die meist an einem entweihten Ort stattfanden und in denen Furcht erregende Dinge praktiziert wurden.

Sie hatte sich schon oft den Kopf darüber zerbrochen, warum diese »Blutfeste« gefeiert wurden und was die Menschen, die sie praktizierten, davon hatten. Aber sie war nie zu einem schlüssigen Ergebnis gekommen.

Selbstzweck? Befriedigung teuflischer Gelüste? Oder – suchten sie die Begegnung mit dem Satan selbst?

Jetzt befand sich Anja Braak in den Teufelsklauen einer solchen Dämonen anbetenden Sekte – und es war fraglich, ob für sie noch eine Chance auf Rettung bestand…

Mike nickte. Mit Ähnlichem hatte er schon gerechnet. Anja Braak konnte möglicherweise durchaus das unfreiwillige Opfer einer Schwarzen Messe werden – falls sie überhaupt noch lebte…

Der Nebel lichtete sich, die Schwaden wurden dünner und

durchscheinender. Unsichtbarer Wind schien sie fortzutreiben und aufzulösen. Einen Atemzug lang drang das Licht der Sonne durch, wurde aber sofort von Nebelfingern wieder verdeckt.

Angespannt starrte Mike auf die Pfützen, die den schlammigen, erdigen Boden des Pfades bedeckten. Die Reifen wühlten sich durch das schmutziggelbe Wasser, und Fontänen sprühten nach allen Seiten hin weg.

Irgendwo gurgelte das Moor und übertönte das Plätschern des Nieselregens.

Mit klirrenden Scheiben rumpelte der schwere Jaguar den schlüpfrigen Weg nach Castlebury-House weiter. Unendlich schien er ins absolute Nichts zu fahren. Ob es überhaupt ein Ende des Weges gab?

Unwillkürlich und fast ungewollt stellte Damona King sich diese Frage. Sie vermochte sie nicht zu beantworten.

Raureif lag auf den kahlen Ästen der blattlosen Bäume und Büsche. Sie wirkten wie weiße lange Geisterfinger.

Hier musste es noch kälter sein als in Dumfries am River Nith. Unwillkürlich fröstelte Damona, und sie bereute es, nicht ihren pelzgefütterten Übergangsmantel angezogen zu haben.

Dies war offenbar der einzige Weg, durch den man das morastige Land trockenen – fast trockenen – Fußes durchqueren konnte. Darüber hinaus war es nicht weiter verwunderlich, dass sich der schlammige Pfad in solch einem desolaten Zustand befand.

Dann endlich kam Castlebury-House in Sicht.

Wie ein geducktes Ungeheuer schälte sich das morsche Gemäuer aus dem dichten Nebel.

»Ich hatte mir etwas Besseres vorgestellt«, sagte Mike unwillkürlich.

»Der Zahn der Zeit hat auch vor diesem Gemäuer nicht haltgemacht«, rechtfertigte Damona das altehrwürdige Castlebury-House.

Obwohl dieses morbide Gemäuer auch keinen Vertrauen erweckenden Eindruck auf sie ausübte. Im Gegenteil. Es war alt, grau und dräuend mit Moos und allerlei Schlinggewächsen überwuchert. Wie tote Augen gähnten die leeren Fensterhöhlen. Die blinden Scheiben lagen so tief, dass man sie von ihrem jetzigen Standpunkt kaum ausmachen konnte.

Damona verließ als Erste den Jaguar. Dann folgte Mike. Er stellte den leise summenden Motor ab und verschloss sämtliche Türen.

Der Nebel war jetzt so dicht, dass die beiden kaum fünf Schritte weit sehen konnten. Sie liefen über den quatschenden Schlammboden, der völlig wasserdurchtränkt und aufgeweicht war.

In dem altehrwürdigen Castlebury-House brannte kein einziges Licht. Damona sah Mike nur flüchtig an, und dieser wusste sofort, was im Kopf seiner Freundin vorging.

Über dem nahen Moor schien der Nebel eine dräuende Wand zu bilden. Vorsichtig gingen Mike Hunter und Damona King hintereinander her. Sie hatten die Hände tief in die Taschen ihrer Jacken vergraben. Die herrschende Kälte war wie Eis, und sie fühlten sich wie in einem Gefrierschrank. Als weiße Wolke stand der Atem vor ihren Lippen.

Zum Haus selbst führte ein schmaler, mit graugrünen Pflastersteinen ausgelegter Pfad. Er mündete direkt am Eingang.

Kein Laut um sie herum. Damona und Mike hörten nur ihre eigenen Schritte. Gänsehaut erzeugend knirschte der Boden unter ihren Füßen.

Plötzlich zuckte Damona wie unter einem unsichtbaren Peitschenhieb zusammen.

Durch den dichten Nebel drang der Schrei eines Menschen!

***

Der Schrei klang so entsetzlich und grauenvoll, dass Mike Hunter fast selbst aufgeschrien hätte.

»Was – was war das?«, würgte er mühsam hervor. Sein Herz begann zu pochen, Grauen packte ihn mit eisigen Fingern. Unwillkürlich konzentrierte er sich auf sein kleines Silberkruzifix, Angestrengt versuchten seine Augen die dichten Nebelschwaden zu durchschneiden.

»Das kam vom Moor!«, stieß Damona zwischen den Zähnen hervor.

Ein Schauder lief über ihren Rücken. Da! Noch mal ein gurgelnder Schrei!

Was war geschehen?

Wie von unsichtbaren Fäden gezogen, setzte Damona King sich in Bewegung.

Blieb nur der Weg zum Moor.

Dann prallten sie wie vor einer unsichtbaren Mauer zurück.

Es war eine unheimliche Szene, die sich ihren Augen bot.

Ein gigantisches, gläsernes Gespinst, durch das eine rotfarbene Flüssigkeit pulsierte – hielt einen Menschen umklammert!

Ein Höllenwesen!

Damona King registrierte sofort die Anwesenheit Schwarzer Mächte. Die Impulse des Dämonischen, die die Elemente der Finsternis auslösten, wurden von Damona King geortet und ausgewertet. Eine innere Alarmglocke schrillte in ihr. Sämtliche Sinne waren angespannt.

Mit Entsetzen registrierte die Konzernchefin, wie der Mensch von dem Höllengespinst immer mehr gegen die Mooroberfläche gedrückt wurde.

Hier ging es um Zehntelsekunden!

Die Nebelfetzen gaben die Gestalt frei. Es war ein Mann, der heftig

mit den Armen fuchtelte und sich wand und schrie wie ein verwundetes Tier.

Damona kannte den Mann nicht.

Aber es war Jim Falcetti, der Filmangestellte.

Mike Hunter und Damona King blickten sich um. Was für ein Teufelsgeschöpf war das?

Und wo kamen diese Myriaden gläserner Tentakel her?

Überall flirrten Ausläufer des unsichtbaren Höllenwesens durch die Luft, und Mike und Damona mussten höllisch aufpassen, nicht selbst gepackt zu werden.

Schon steckten die Beine bis zum Oberschenkel im Moor…

Falcetti schrie ununterbrochen und versuchte, die spinnennetzartigen Fäden von seinem Körper zu lösen.

Es war zum Verzweifeln!

Wegen des dichten Nebels ließ sich schwerlich feststellen, woher diese Monstertentakel kamen. Sie waren überall.

Damona packte den schwarzen Stein mit kalter Hand. Wie ein lebendes Herz pulsierte das weißmagische Amulett in ihrer Hand.

Eine seltsame Wärme ging von ihm aus.

Unwillkürlich verhielt sie in der Bewegung.

Was war das?

Hatte sie nicht eben Stimmen vernommen?

Nur ein leises Flüstern war es gewesen – wie das leise Säuseln des Windes. Aber sie glaubte dennoch, seltsame Stimmen vernommen zu haben.

Wieder!

Sie klangen direkt in ihrem Hirn auf. Ein ungutes Gefühl stieg in Damona empor.

Das Moor reichte jetzt schon bis fast zum Oberkörper Falcettis…

Da wollte Damona es wissen. Sie konzentrierte sich auf ihre verborgenen Kräfte, die sie bis jetzt jedoch noch nicht richtig in den Griff bekommen hatte.

Würde es ihr trotzdem gelingen?

Damona hörte mit einemmal überhaupt nichts mehr. Es war, als ob sich ein unsichtbarer Schutzschirm um sie legen würde.

Ein seltsames Gefühl überkam sie.

Das kostbare Kleinod, welches sie um ihren Hals trug, wirkte in seiner grünschwarzen Grundfarbe etwas kalt, jedoch verbreitete es jetzt eine strahlende Wärme, eine Aura des Guten, die durch ihren gesamten Körper pulsierte. Vom Ansatz ihres rabenschwarzen Haars bis zu den Fußspitzen pflanzte sich ein unbeschreibliches Gefühl der Kraft fort.

»Mum?«, fragte Damona.

Aber da war nichts. Niemand gab ihr Antwort. Damona King bekam

keinen Kontakt mit Vanessa. Sie war auf sich selbst gestellt.

Damona konzentrierte sich auf das Teufelsgespinst.

Da geschah das Fantastische! Unsichtbare Klauen weißmagischer Kraft griffen auf das Böse über.

Mike Hunter starrte wie gebannt auf das teuflische Gespinst, das den hilflosen Mann immer mehr ins Moor zu ziehen drohte. Unwillkürlich presste sich seine Faust um das Silberkreuz mit dem blutroten Rubin in der Mitte.

Ein wenig irritiert blickte er auf Damona King, die unmittelbar neben ihm stand.

Regungslos – wie das Denkmal einer Göttin!

Damonas starrer Blick ging in Richtung des teuflischen Höllenwesens, das Falcetti wie mit Stahlklammern umfasst hielt.

Telekinetische Kräfte wurden hier frei, und zwar mit solcher Macht, dass Mike sie förmlich spürte.

Damona King besaß die geistige Kraft, nur mit reinem Willen Gegenstände zu bewegen und zu manipulieren.

Mike Hunter hielt den Atem an.

Plötzlich knisterte und knackte es im Gespinst. Einige Tentakel brachen…

Was geschah?

Durch Damonas telekinetische Kräfte wurde das Teufelsgespinst förmlich auseinander gerissen. Gleichzeitig wurde Jim Falcetti durch unsichtbare Hände aus der Gefahrenzone Moor gebracht. Für wenige Momente schwebte er frei in der Luft, als die Ausläufer des Höllengeschöpfes von ihm abfielen.

Unsichtbare Hände schienen das Gespinst mit geballter Kraft auseinander zu reißen.

Jim Falcetti krachte etwas unsanft vor Damonas und Mikes Füßen auf den schlammigen Pfad. Grauen und Angst verzerrten sein Gesicht. Aus weit aufgerissenen Augen verfolgte er mit, wie, sich das Höllenwesen plötzlich und unvermutet zurückzog. Die Ausläufer des Monsters verschwanden im dräuenden Nebel. Von ihm drohte – im Augenblick jedenfalls – keine Gefahr mehr.

Mike Hunter schluckte. Er war nicht zum ersten Mal dabei, wenn Damona King ihre telekinetischen Kräfte unter Beweis stellte. Es war einfach unvorstellbar, unglaublich…

Damona verfügte zudem über die Fähigkeit der Teleportation, die Fähigkeit des Gedankenlesens oder auch die Hellseherei.

Damona King stand noch immer wie ein lebloses Denkmal einer Rachegöttin. Schwer hob und senkte sich ihre Brust unter dem weich fließenden Satinüberwurf.

Dann kam wieder Bewegung in sie. Sie schüttelte sich und glaubte aus einem tiefen Traum zu erwachen.

»Mike…«, stöhnte sie. Damona war etwas verwirrt und irritiert, denn für wenige Minuten hatten bisher ungeahnte Kräfte ihren Geist übernommen, so dass sie zu eigenen Gedanken nicht mehr fähig gewesen war.

Damona sah zu Jim Falcetti. Seine Kleider waren schlammbespritzt und völlig durchnässt. »Ist Ihnen etwas passiert?«, fragte sie besorgt.

»Nein – nein… geht schon …«, wehrte er ab. Mit beiden Händen stützte er sich im völlig aufgeweichten Boden ab. Der Schlamm schmatzte unter seinen Fingern.

Falcetti drehte sich zu Damona King um.

»Umbringen… das Ding wollte mich glatt umbringen!«, sagte er mit rauer, belegt klingender Stimme.

Er war kreidebleich und zitterte am ganzen Körper wie unter elektrischen Stromschlägen.

Jim Falcetti erzählte den beiden von dem grauenhaften Vorfall und wie er hierher gekommen war. Und was für einen Auftrag er auszuführen gehabt hätte.

»Und nun ist ihr Chef spurlos verschwunden?«, fragte Damona nach einer Weile.

Falcetti schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht genau… ich weiß eigentlich gar nichts mehr! Auf jeden Fall spricht alles dafür …«

Mike Hunter packte Falcetti unter den Achseln und zog ihn hoch.

Er wankte und war noch etwas unsicher auf den Beinen. Aber das gab sich schon wieder. Noch immer sah er die beiden verblüfft an.

Deutlich verspürte Damona die dämonischen Kräfte, die hier in Castlebury-House frei geworden waren. Das Grauen musste sich direkt in diesem alten Gemäuer befinden.

Damona entschied sich schnell. Mike zögerte noch, entschloss sich aber mitzukommen. Auch Jim Falcetti schloss sich den beiden an.

Damona schritt auf die geschlossene Tür zu. Ihre Hand berührte die Klinke. Eiskalt wie Stein war sie. Bedächtig und vorsichtig drückte Damona sie nach unten.

Kurz entschlossen stieß sie dann die Tür auf. Modrige Luft wehte ihr entgegen. Wie ausgestorben lag das Haus vor ihr. In der Mitte der großangelegten Halle standen die beiden Filmleuchten, die Falcetti zuvor hier abgestellt hatte.

Alles sah lange ungenutzt aus. Überall zogen sich Spinnweben in Ecken und Nischen entlang. Der Hallentrakt musste jahrzehntelang nicht mehr benutzt worden sein.

Auch hier war die Ausstrahlung des Bösen gegenwärtig. Jedoch um ein Vielfaches intensiver.

Die beiden traten zusammen mit Falcetti in die Raummitte und sahen sich um.

Rings um den Halleninnenraum verlief oben eine breite Galerie.

Dort befanden sich die übrigen Zimmer von Castlebury-House. Hier waren die dämonischen Kräfte voll wirksam, und Damona King wusste, dass sie am Ziel war.

Doch noch sah die Konzernerbin nichts. Nur die dämonischen Impulse wurden von ihr wahrgenommen.

Das Grauen lauerte hier überall. Es schien, als ob es sogar im Gemäuer nistete und darauf wartete, über die drei Menschen herzufallen.

Falcetti ging sofort zu seinen Filmleuchten und überprüfte sie. Damona King folgte ihm.

Mike Hunter blieb hinter den beiden zurück.

Dieser Umstand wurde ihm zum Schicksal.

Es ging alles zu lautlos und zu schnell, als dass er es begriffen hätte…

Er verlor den Boden unter den Füßen. Ein gähnender Schacht hatte sich vor ihm geöffnet, und er trat ins Leere.

Der schwarze Abgrund verschluckte ihn…

***

Automatisch rollte sich Mike zusammen. Seine Arme ruderten Halt suchend durch die Luft. Sie stießen gegen glitschiges, schroffes Felsgestein. Er riss sich die Hände daran blutig. Dumpfe, eisige Kälte schlug ihm entgegen und lähmte seine Glieder, während er weiter unaufhaltsam ins Bodenlose stürzte.

Dann kam der Aufprall, und bodenlose Schwärze umgab ihn.

***

Sie wussten nicht, wo sie sich befanden, und vor allem, wer sie an diesen ungemütlichen, kalten Ort gebracht hatte. Eigentlich wussten sie gar nichts mehr. Es war, als ob ihr Gedächtnis Filmriss hatte.

Finsternis.

Restlos. Nicht die sprichwörtliche Hand konnte man vor Augen sehen. Sie kamen sich vor wie in einem dunklen Grab oder in einer düsteren Gruft.

Gruft?

Shapiro zuckte merklich zusammen, als er daran dachte. Er überlegte angestrengt. Modriger Geruch nach Verwesung kitzelte seine Nase.

Das war tatsächlich eine Gruft!

Plötzlich lag ein blutroter Schein über der ganzen Szene; er konnte Einzelheiten erkennen.

Was er sah, erfüllte ihn mit Grauen.

Vor ihm tat sich eine düstere Totengruft auf. Er befand sich in einer Art Gewölbe, das mehrere Nischen aufzeigte.

Und in diesen Nischen standen große, moosüberwucherte – Steinsärge!

Shapiro befand sich in unmittelbarer Nähe eines solchen Steinsarges.

Er konnte daher genau die Inschrift lesen, die in eine Messingplatte eingeritzt war. Obwohl mit Patina überzogen, konnte er noch alles deutlich entziffern:

Antiquus Moridondus – In Ewigkeit mit Satan.

Darunter standen die Geburts- und Sterbedaten.

Der Schriftzug »In Ewigkeit mit Satan« erfüllte Don Shapiro mit schauderndem Entsetzen. Er hatte seit den Geschehnissen längst nicht mehr die besten Nerven. Das Grauen hatte sein Nervenkostüm doch sehr angegriffen.

Er wandte den Kopf. Es gelang ihm nur mit einer Kraftanstrengung.

Shapiro war nicht allein.

Neben ihm hockten auf dem glitschigen Boden Norna de Bainville – und Henry Dryser.

Ein Fremder, der ihr Ungewisses Schicksal teilen sollte?, fragte sich Shapiro und warf einen Blick auf den alten Mann.

Dryser saß zusammengesunken gegen einen Steinsarg gelehnt. Er atmete leise und flach. Offenbar schlief er; seine Augen waren fest geschlossen.

Shapiro ließ den Blick weiter in die Runde schweifen und erstarrte.

In der Mitte der Gruftanlage befand sich ein steinerner, rissiger Katafalk, der halb mit einem blutroten Tuchstoff abgedeckt war. Genau darauf stand ein Steinsessel.

Hämisch grinsend hockte der Schwarzmagier darauf und starrte Shapiro aus glühenden Augen an.

»Nun?«, fragte er, und Geringschätzung schwang in seiner Stimme mit. »Wie fühlst du dich, Frevler?«

Shapiros Augen waren geweitet. »Lassen… Sie mich … in Ruhe …«, stammelte er mit erstickter Stimme. Er hatte das unbestimmte Gefühl, seine Stimmbänder wären gelähmt.

Moridondus beobachtete den Filmindustriellen aus funkelnden Augen.

Der Magier fauchte Shapiro an.

Er ist ein Monster! Siedend heiß schoss ihm der Gedanke durch das Hirn. Er musste an alte Burgen und Schlösser mit ihren Geistern denken. Da wusste er, dass nicht alles sinnloses Geschwätz und Ammenmärchen waren.

Und dieser Geist wollte ihn töten!

Ein dünner Aufschrei drang an seine Ohren.

Norna!

Sie hatte die schreckliche Wahrheit ihrer Lage begriff en und sah sich gehetzt in der Totengruft um.

Es bestand nicht die geringste Chance zur Flucht!

Heiß und mächtig drang diese Erkenntnis in ihren Körper.

Don Shapiro hatte längst bemerkt, dass er es mit Dämonen zu tun

hatte. Trotzdem jagten seine Gedanken, wie er aus diesem Teufelsgrab wieder entrinnen konnte.

Wahrscheinlich gar nicht.

Die Dämonen hatten inzwischen Oberwasser bekommen, und Shapiros Gedanken tasteten im Ungewissen. Er wusste nicht, was noch alles da unten auf ihn wartete.

Er sah nur die schreckliche Horrorgestalt, die ihn auf einem Katafalk hockend angrinste.

»Schau!« Der Schwarzmagier hob plötzlich die Rechte und deutete auf eine Wand.

Unwillkürlich folgte Shapiro der Hand des Dämons und glaubte, das Mark würde ihm in den Knochen gefrieren.

An der Wand – befand sich ein gigantisches Netz. Und in diesem netzartigen Gebilde klebten – menschliche Gerippe! Unzählige!

»Was ist das?«, gurgelte Shapiro mit geweiteten Augen. Das Grauen schüttelte ihn durch.

»Das Leichennetz!«, erklärte der Magier. »Dort wirst auch du bald hängen…«

»Aber – aber was habe ich denn getan?«, stammelte Shapiro.

Der Magier lachte geringschätzig. »Frevler, ihr habt mein Haus entweiht!«

Die Hölle war ein unersättliches Ungeheuer…

Eine kreatürliche Furcht hielt Shapiro mit eisigen Totenfingern gepackt. Voller Anstrengung zwang er sich zur Ruhe.

Hass, Grausamkeit und Verzweiflung glitzerten in den Augen des Magiers. »Das Buch…«, murmelte er. »Das Buch! – Wo ist das *Buch der Rache*?« Seine leise Stimme entfachte sich zu einem wilden Orkan.

Der Schrei durchzog die kalte Gruft, legte sich wie eine Stahlkammer um das Hirn der Menschen, ließ ihre Zähne klappern und das Blut in den Adern gerinnen.

Was redet er andauernd von einem *Buch der Rache*?, peitschte Shapiro der Gedanke.

»Dryser!« Der Teufelsmagister wandte sich an den Regungslosen.

»Dryser, wach auf, du verdammter Frevler!«

Benommen schüttelte Dryser den Kopf, als wolle er sich gegen all das Grauen wehren, das auf ihn einstürmte. Er schlug die Augen auf. Ein stumpfer Glanz lastete darin. Seine Lippen öffneten sich unendlich langsam. »Was – was willst du noch…?«

Der Magier tobte. »Ich sollte euch zertreten wie lästige Insekten, ihr Erdenwürmer!«

Da passierte es…

Ein grellroter Blitz löste sich aus dem rechten Auge des Magiers und zuckte auf Dryser zu.

Der kreischte in höchster Pein auf. Es klang qualvoll und hallte durch

das Gruftgewölbe.

»Wo ist das Buch?«, setzte der Magier wieder an. »Ist es vielleicht – hier in Castlebury-House…?«

Dryser schluchzte auf. Er war am Ende seiner Kraft. Die Ungeheuer ließen trotzdem nicht von ihm ab. Im Gegenteil, sie peinigten ihn noch mehr.

Etwas raschelte. Plötzlich zuckte etwas durch die Luft, traf Dryser am rechten Arm…

Ein Ausläufer des gigantischen Leichennetzes!

»Nein, nicht…!«, stöhnte Henry Dryser unwillkürlich, als das klebrige, pulsierende Gespinst seinen Körper berührte.

Unwillkürlich riss das, was er sah, einen Angstschrei aus seiner Kehle.

Dryser fuhr herum.

Er sah, wie das glasige Gespinst auf ihn zukam, ihn packen wollte.

Er wollte aufspringen, sich in Sicherheit bringen.

Aber es ging nicht.

Das Grauen stieg vom Magen her auf und verteilte sich im ganzen Körper. Er wurde gepackt und emporgerissen.

Der wie ein Strahlstrang wirkende Ausläufer des Leichennetzes zog ihn ein paar Meter über den glitschigen Bogen.

Ein seltsam phosphoreszierendes Glimmen umhüllte plötzlich das Leichennetz des Grauens.

Don Shapiro und Norna de Bainville mussten hilflos mit ansehen, was mit Henry Dryser geschah.

»Hilfe…!«, würgte Dryser atemlos hervor. »Helfen Sie mir…«

Da sprang Shapiro hoch.

Moridondus hatte mit dieser Reaktion des dicklichen Filmregisseurs nicht gerechnet. Wie von der Sehne schnellte er von seinem Steinstuhl auf.

Shapiro packte mit beiden Händen zu. In fiebernder Hast versuchte er die klebrigen Schläuche von Drysers Körper zu lösen.

Henry Drysers Lippen formten Worte, die aber stumm und ungehört blieben.

Die Angst und all der Schrecken, den er in den letzten Stunden durchgestanden hatte, ließen seine Stimme verstummen.

Ein neuer Ausläufer des teuflischen Netzes wickelte sich wie ein Tentakel um Drysers Beine. Es war, als ob eine gigantische Spinne ihr Netz um ihn schlinge.

Übergroß sah Shapiro die leeren, an den Rändern gezackten Augenhöhlen vor sich, während er unendlich… unendlich langsam mit Dryser auf das Leichennetz zugezogen wurde …

Fand das Grauen überhaupt kein Ende mehr?

Er sah einen Knochenschädel vor sich – und erschauerte.

Aus der gezackten Augenöffnung kroch eine fette schwarze Spinne, deren schillernde Facettenaugen den Regisseur gefährlich anstarrten.
Shapiro glaubte, darin sein Gesicht tausendfach zu erkennen.
Klein wie ein Stecknadelkopf.
Mit aller Kraft stemmte er sich gegen das Schreckliche. Er versuchte, Dryser von der Mauer mit dem Netz wegzuziehen.
Es gelang nicht.
Wenn Shapiro die Aktion nicht beenden konnte, dann würde er bald zusammen mit dem Alten in dem gigantischen Netz kleben…
Blitzschnell schlang sich ein warm pulsierender Ausläufer um seinen rechten Arm, hielt ihn fest und presste ihm das Blut ab.
Don Shapiro biss die Lippen zusammen. Ein Stöhnen entrang sich seiner Kehle. In diesen Augenblicken begriff er, dass er einen Fehler gemacht hatte.
Der Magier zürnte. Sein Kopf hatte etwas von einem Knochenschädel, über den eine pergamentartige Haut gespannt war.
Aus, dachte Don Shapiro. Endgültig! Das Leichennetz kam rasch näher…

***

Mike Hunter biss die Lippen so fest zusammen, dass er fühlte, wie Blut in seinen Mund drang.
Jetzt ist es aus mit dir!, fieberte der Gedanke in ihm.
Er fiel in bodenlose Schwärze…
Oder…?
Zu seiner Überraschung blieb der mörderische Aufprall aus. Er landete unvorhergesehen weich.
Das war ein Vorteil. Jedoch knallte er mit dem Kopf ungestüm gegen einen Vorsprung im Mauerwerk. Die Kopfhaut platzte auf, und warmes Blut lief über seinen Nacken.
Wenn er jetzt nur nicht ohnmächtig wurde!
Mike biss die Zähne aufeinander. Tränen schossen in seine Augen.
Er hob den Blick und versuchte das helle Geviert der Schachtöffnung zu erkennen.
Schwärze…
Er hatte sich den Kopf schwer angeschlagen. Das Blut befleckte seine Kleider. Wie ein Pfeil bohrte sich der Schmerz in sein Gehirn, und er schüttelte heftig den Kopf, als könne er ihn dadurch vertreiben.
Es gelang ihm, den Schmerz langsam abklingen zu lassen. Vorsichtig versuchte er sich umzublicken. Er konnte nichts erkennen.
Abgrundtiefe Schwärze hüllte ihn ein wie ein schwarzes Leichentuch.
Wo befand er sich?
Unwillkürlich stellte er sich diese Frage. Er war weich gefallen.
Unter seinen Händen spürte er modrige Lumpen und Stroh.

Dazwischen etwas Hartes, so dass Mikes Hand unwillkürlich zurückzuckte…

Knochen…!

Er hatte einen Knochen ertastet. Genauer: einen Schädel!

Das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu. Er vermochte sich in seinem engen Gefängnis kaum zubewegen.

Wie war es überhaupt dazu gekommen, dass er den unheilvollen Mechanismus ausgelöst hatte und hier in diesen Schacht geraten war?

Seine Gedanken jagten im Karussell.

Vielleicht waren die Holzdielen, die man offenbar unter den zur Tarnung dienenden Steinplatten befestigt hatte, einfach eingebrochen? Nein, dann hätte sich die Öffnung nicht wieder geschlossen!

Hier war etwas anderes dafür verantwortlich.

Aber was…

Mike presste die Hand auf die blutende Wunde und merkte, wie das Blut warm zwischen seinen Fingern herabrann.

Es sah schlecht aus für ihn. Er war vollkommen im Ungewissen.

Wahrscheinlich war er hier in ein verborgenes Verlies geraten, aus dem es kein Entrinnen mehr für ihn gab.

Er hatte überhaupt Mühe, seinen Körper zu bewegen. Jeder einzelne Knochen schien zweimal gebrochen. Kalt wie Eis stand das Blut in seinen Adern.

Schmerz kribbelte und nagte in seinen Armen, als ob sein Körper mit tausend glühenden Nadeln traktiert würde.

Endlich konnte er wieder einigermaßen klare Gedanken fassen. Er rekapitulierte noch mal alle vergangenen Geschehnisse, kam jedoch zu keinem befriedigenden Schluss.

Was war mit Damona? Sicherlich hatte sie ihn längst vermisst…

Aber – würde sie auch dieses verborgene Loch finden?

Die Chancen dafür standen minimal.

Es war still um ihn herum. Nicht das geringste Geräusch störte die über ihm lastende Stille. Er kam sich mit einemmal vor, wie ein Gefangener des Mittelalters. Auch damals hatte man die Unglücklichen kurzerhand in dunkle Löcher geworfen…

Doch zumindest hatte er eine Waffe bei sich… – das Kreuz und seinen Colt-Cobra. Der Colt steckte in einer Schulterhalfter. Mike hatte es sich angewöhnt, sich niemals ohne Waffe in ein gefährliches Abenteuer einzulassen. Die Ereignisse um den rumänischen Schwarzmagier Brodkin hatten ihn dazu gebracht, stets den Colt-Cobra mit sich zu führen.

Das zahlte sich jetzt aus.

Plötzlich vernahm er das Fiepen.

Ratten!

Schon kamen sie. Aus allen Löchern und Ritzen.

Ein warmer flinker Körper huschte über seine Hand hinweg. Die Ratte biss ihn und merkte, wie Blut aus der höllisch schmerzenden Bisswunde drang.

Diese verdammten Biester haben gerade noch gefehlt!, dachte er voller Ingrimm.

Er packte den Schädling beim Genick und tötete ihn auf der Stelle.

Trotz allem war seine Lage mehr als bescheiden, denn er musste damit rechnen, aus dem muffigen Verlies nicht mehr lebend herauszukommen.

Er dachte an das Nächstliegende und zog mit spitzen Fingern sein silbern schillerndes Feuerzeug aus der Manteltasche und knipste es an.

Fingerlang war die helle Flamme, die herauszischte. Sie genügte Mike, um sich zu orientieren und sich ein Bild von seiner Umgebung zu machen.

Über ihm – nichts als kahle, glatte Felssteine, die zu einer Art Kamin geformt worden waren. Es war schlechterdings unmöglich, sich durch diesen Schacht emporzuarbeiten, ohne dass man an irgendeiner Stelle rasch den Halt verlor.

Mike Hunter lag auf einem Berg aus modrigen Lumpen und fauligem Stroh. Der Schädel eines Skeletts grinste ihn an. Die Knochen waren ausgebleicht und morsch. Mit der Zeit hatte sich eine grüne Schicht auf dem Schädel gebildet.

Sein Kopf schmerzte.

Er kam sich vor wie in einem Brunnen. Links und rechts nichts als massives Mauerwerk. Ab und zu bildete sich ein dünnes Wasserrinnsal und tropfte monoton auf seinen Körper und drang in seine Augen. Es kam ihm vor wie ätzende Säure. Seine Augen brannten wie Feuer.

Von irgendwoher klangen Geräusche auf.

Stimmen… Schreie … Schluchzen …

In diese Geräuschkulisse mischte sich das Schaben und Kratzen unzähliger Ratten, die es hier unten massenweise geben musste.

Folglich musste doch ein direkter Weg ins Freie oder zumindest zurück in die Räumlichkeiten führen!

Den gab es. Aber unter anderen Voraussetzungen, als Mike es sich erhofft hatte…

Plötzlich geschah etwas Unglaubliches…

Die Wand vor Mike hob sich empor, als ob Riesenfäuste sie einreißen würden…

Was war geschehen?

Knirschend und mahlend schob sich die dickwandige Mauer in die Höhe.

Ein dunkles Geviert entstand!

Die Luft, die Mike daraus entgegenschlug, war dumpf und muffig, und irgendwie haftete ihr der Geruch nach Moder und Verwesung an.

Eine Gestalt erschien…

***

Wie ein Wahnsinniger stemmte sich Shapiro gegen den Zugriff des Leichennetzes. Die neue Situation forderte ihm seine letzten Kräfte ab.

Und er wusste nicht, wie lange er die ungeheure Anstrengung noch durchhalten würde…

Es konnte sich nunmehr um Minuten oder Sekunden handeln – dann landete er unweigerlich in den Fängen des Leichennetzes!

Er keuchte.

Ein dicker Schweißfilm glänzte auf seiner bleichen Stirn und spannte sich über seinen ganzen Körper.

Die Wand, über die sich das gigantische Netz zog, kam bedrohlich nahe…

Henry Dryser ging es nicht besser. Immer mehr Ausläufer des Teufelsgespinstes legten sich um seinen Körper, verdammten ihn zur Bewegungslosigkeit. Der alte Mann fühlte sich schlapp und ausgezehrt, als wüte ein teuflisches Fieber in ihm.

Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften wand und drehte sich Dryser wie ein Wurm. Seine Arme wurden ihm durch die Monstertentakel dicht an den Körper gepresst. Um seine Beine stand es nicht besser.

Scharf und ruckhaft waren seine Bewegungen, und der alte Mann zeigte in diesen Sekunden, über welche Kräfte er trotz seines Alters noch verfügte. Der regelmäßige Sport, den er während seiner Jugend betrieben hatte, zahlte sich jetzt aus.

Drysers Gesicht wirkte wie mit Blut Übergossen. Anstrengung verzerrte seine Gesichtszüge.

Hohn triefend verfolgte der Schwarzmagier die verzweifelten Aktivitäten der beiden Männer. Ein geringschätziges, abfälliges Grinsen kerbte seine aufgeworfenen Lippen.

»Hah!«, rief er zwischendurch. »Jetzt ist es um euch geschehen, ihr hirnverbrannten Narren…!« Siegesgewiss hob er die Faust. Seine Blicke trafen Norna de Bainville, die ängstlich und schluchzend vor einem Steinsarg hockte und das Gesicht in ihren Händen verbarg.

Sie vernahm die verzweifelten Schreie der Männer und bemerkte, wie sie immer weiter in Richtung auf das todbringende Netz gezogen wurde. Ein ohnmächtiges Stöhnen entrang sich ihrer Kehle.

Ihres Sieges sicher, verstärkten die glasharten Fäden ihren Druck.

Die rote Flüssigkeit im Innern schien zu kochen und zu brodeln. Sie erinnerte an dickflüssiges Blut. Vor den Augen Shapiros wallten dunkle Nebel.

Sah so sein Ende aus?

Das Netz lähmte ihn. Seine Glieder wurden bewegungslos. Mit aller

Kraft und reinem Willen gruben sich seine Finger in die Teufelsschlingen, und er riss an den todbringenden Tentakeln. Doch er war zu schwach.

Immer neue Stränge bildeten sich heran und umschlangen ihn, so dass er bald aussah wie ein blutroter, pulsierender Kokon einer Riesenspinne. Die bizarren Fäden schnitten in sein Fleisch. Er war nun völlig bewegungsunfähig.

Henry Dryser traf es als ersten. Sein Todesschrei ging in ein ersticktes Gurgeln über, das durch die eng gewundenen Fäden kaum wahrnehmbar war.

Moridondus nickte grimmig. »Wie sagt man doch gleich bei euch Menschengewürm: Wer nicht hören will, muss fühlen…«

Das Monster ließ ein satanisches Gelächter folgen.

Unendlich langsam wurde Drysers Körper an der glitschigen Wand emporgeschleift. Seine Glieder verhakten sich im Leichennetz.

Dann geschah etwas Schreckliches…

Drysers Körper, zuvor noch frisch und blutdurchpulst – verfärbte sich. Er nahm eine grünweiße Farbe an. Es sah so aus, als würde Drysers Blut den Adern entzogen, als ob ein Vampir ihn bisse…

Es sah nicht nur so aus – es war tatsächlich so!

Ein pulsierendes Leuchten erfüllte plötzlich das ganze Netzgebilde. Dieses Leuchten ging von der roten Flüssigkeit aus, die sich in den glasartigen Fäden befand…

Voller Grauen wandte sich Don Shapiro ab, verbissen bemühte er sich, Drysers Schicksal nicht teilen zu müssen.

Ob es ihm gelang?

Salziger Schweiß rann in seine Augen und quälte den Filmregisseur, verwehrte ihm für Bruchteile von Sekunden die Sicht.

Über welche Kräfte verfügte das Magiermonster? Gab es wirklich keine plausible Erklärung für die Existenz einer solchen Bestie?

Nein, der Magier war kein normaler Mensch – aber war er das jemals gewesen?

Langsam… unendlich langsam wurde Shapiro gegen die Wand gedrückt und emporgehievt …

Der Magister des Satans begleitete mit einem gellenden Hohngelächter das grauenvolle Geschehen. Wie unter unsichtbaren Peitschenhieben zuckte Shapiro zusammen. Dieser Magier lachte wie der Satan persönlich!

»Du hast es dir selbst zuzuschreiben, was jetzt mit dir geschieht, Menschenwurm!«, donnerte der Magier aus der Hölle. »Für dich gibt es keine Rettung mehr, Sterblicher…«

Don Shapiro zitterte am ganzen Leibe. Nein, nur das nicht! Er wollte nicht so enden wie Henry Dryser!

Er wimmerte wie ein kleines Kind. »Nein, bitte, nein!«, wimmerte er

verzweifelt in Todesangst.

Eine fette schwarze Spinne kroch über sein Gesicht. Angewidert presste Shapiro die Augen zusammen.

Der Schwarze Magier erhob sich und streckte die Hand aus. Mit dem Mittelfinger der linken Hand geschah in diesen Sekunden etwas. Er verformte sich, wurde breit und schwoll am letzten Glied ungeheuer schnell an.

Was der Filmregisseur zu sehen bekam, verschlug ihm den Atem.

Langsam aber sicher bildete sich – ein grauschwarzer Satanskopf heraus!

Deutlich glaubte der Engländer die Fratze des Gehörnten zu erkennen. Das abgrundtief Böse zeichnete sich in dieser Physiognomie des Grauens. Und der Satanskopf öffnete den schmalen Mund, entblößte Vampirzähne und lachte schaurig…

Wie ein Eismesser schnitt dieses Lachen in Shapiros Herz.

Der Schwarze Magier Antiquus Moridondus hatte sich zeit seines Lebens dem Satan verschrieben. Nicht umsonst hatte er sich noch über seinen Tod hinaus mit Schwarzer Magie und Hexenkunst befasst. Es war sein Lebensinhalt gewesen. Und diese Künste hatte er im *Buch der Rache* niedergeschrieben – und das wollte das Höllenwesen mit aller Macht der Finsternis wiederbekommen.

Und wenn er den Satan persönlich anflehte!

Der Magier fühlte sich den hilflosen Menschen bei weitem überlegen. Er trat ans Leichennetz und starrte erst auf Drysers Leiche, dann zu Shapiro, dem das Gleiche widerfahren sollte.

Der Satanskopf pulsierte von schrecklichem Leben. Die matt glänzenden Hörner waren gebogen wie bei einem Ziegenbock. Ein verfilzter Kinnbart zierte die Fratze des Satans. Die Pupillen begannen in einem verzehrenden Feuer zu leuchten.

Don Shapiros Blick war stur auf die Satansfratze gerichtet. Er war wie hypnotisiert. Entsetzen trat in das Gesicht des Filmindustriellen, während Norna de Bainville immer noch schrie.

Die Satansfratze verzerrte sich. Ein gehässiges Grinsen tanzte über die blutleeren Lippen des Höllenfürsten.

Es war zum Verrücktwerden – dieser Kopf lebte am Mittelfinger des Magiers wie ein Anhängsel!

Die satanische Stimme drang in Shapiros Bewusstsein…

»Du hast falsch gespielt, Menschlein. Nichtswürdige wie du sind in der Hölle willkommen. Bereite dich darauf vor…«

Die Stimme verklang wieder.

»Nein…«, würgte Shapiro hervor. Ein dicker Kloß hatte sich in seinem Hals festgesetzt und belegte die Stimmbänder.

Es war ein überwältigendes Bild des Grauens.

Die dicken, klebrigen Fäden knisterten, als Don Shapiros Füße die

ersten Maschen des Leichennetzes berührten. Und er konnte sich nicht widersetzen!

Der Blick des Schwarzmagiers traf ihn. Das Feuer der Hölle schien in dessen Augen zu brodeln und zu flackern.

Aus!, peitschte ihn der Gedanke. Du hast nicht die geringste Chance gegen das Monster!

Der Magier sprach ein paar unverständliche Worte, die Shapiro nicht zu deuten vermochte. Es waren Laute einer uralten Sprache, die älter als die Erde zu sein schien. Es waren grauenvolle Töne.

»Es tut mir Leid, dass ich dir kein besseres Ende bescheren kann, Frevler. Aber wenigstens bist du nach deinem Tod nicht allein…«

Ein wissendes Lächeln umspielte die zusammengekniffenen Lippen des Schwarzen Magiers.

Es war wie in einem Albtraum!

Moridondus' Augen verwandelten sich in rasend rotierende Kreise, die sich unaufhörlich drehten.

Ein grelles Feuer loderte in ihnen.

Eine eisige Starre machte sich in Shapiro breit, kroch bis ins Gehirn und legte sich wie ein eiserner Reif um seine Gedanken.

Der Teufelsmagier versuchte ihn zu hypnotisieren, und er konnte nichts dagegen tun.

***

»Mike…«

Damona King drehte sich, wie von der Tarantel gestochen, herum.

Nichts…

Mike Hunter war verschwunden!

Unmutsfalten kräuselten Damonas Stirn. Mit jeder Faser ihres Körpers spürte sie, dass hier etwas grundsätzlich nicht stimmte.

In ihrem Innern zog sich etwas schmerzlich zusammen, und sie hatte den Eindruck, sie befände sich in einem Albtraum – aber das war diesmal grausame, brutale Realität!

In Damonas Augen stahl sich ein grelles Licht. Ihre dunklen Augen schienen Funken zu versprühen. Jeder Atemzug schmerzte in ihrer Brust und wurde ihr zur Tortur.

Jim Falcetti war auf das Geschehen aufmerksam geworden. Sein Gesicht drückte Verwirrung aus.

»Wo – wo ist Ihr Begleiter, Miss…?«, fragte er mit zitternder Stimme, und er glaubte die Einwirkung des Grauens wieder zu verspüren.

Du musst hier weg!, fieberte es durch sein Gehirn.

Die Flut des Grauens schien ihn mit sich fortzureißen. Sein Inneres war aufgewühlt, und alles in seinen Gedanken schien durcheinander zu wirbeln.

Damona King umklammerte den schwarzen Stein an ihrer Brust.

Eine durchdringende Wärme pulste durch ihre Hand und pflanzte sich über den gesamten Körper fort wie ein weißmagisches Feuer.
Hoffentlich widerstand der magische Stein dem Ansturm der Schwarzen Mächte!
Das Mädchen rannte zur Tür, riss sie auf und starrte nach draußen.
Von Mike Hunter keine Spur…
Der Schrecken drang mit eisiger Kälte in ihren Körper.
Wurde Mike Hunter – ein Opfer Schwarzer Mächte, wie das bei Anja Braak der Fall war?
Unwillkürlich ergriff sie diesen Gedanken, obwohl sich alles in ihr dagegen sträubte. Sie bebte vor Angst.
Fuß vor Fuß setzend, schritt sie wieder zurück in die düstere Halle von Castlebury-House. Damona hielt die Luft an und verdammte ihr heftig pochendes Herz, das die Brust zu sprengen drohte.
»Mike!« Wieder rief sie seinen Namen. Angestrengt lauschte sie auf eine Antwort.
Die bekam sie nicht.
Stattdessen erscholl ein urwelthaftes Tosen und Geheule, dass ihr Angst und bange wurde. Tausend glühende Fratzen bildeten sich in der in schummriges Licht getauchten Halle und schienen auf sie herabzustürzen.
Jim Falcetti schrie wie am Spieß. Er rannte in fiebernder Hast in eine dunkle Ecke, warf sich zu Boden und schützte seinen Kopf mit den Händen, als könnte er dadurch all das Grauen von sich abwenden, das mit brutaler Gewalt auf ihn einstürmte.
Blitzartig zuckten fahle Geisterfinger nach Damona King – gingen durch sie hindurch…
Ein Nerven zerfetzendes Heulen hallte in ihren Ohren wider. Es klang klagend und erschreckt.
Spürten die Schwarzen Mächte die weißmagische Aura, die von ihr ausging?
Wabernde Nebel erfüllten die große Halle. Feurige Blitze zuckten durch den Nebel und tauchten die Atmosphäre in gelbliches, schwefeliges Licht. Eine abstoßende Grelle erhellte die Halle.
»Zeige dich, Dämon!«, befahl Damona mit scharfer Stimme.
Gellendes Gelächter…
Mit einem hässlichen Knirschen zogen sich blitzschnell Risse durch den graugrünen Steinboden, erreichten Damona King und machten vor ihr halt.
Wie von einer unsichtbaren Hand wurden die schwarzmagischen Elemente hier gestoppt.
Annähernd gleichzeitig vernahm sie plötzlich die Stimme…

***

»Damona!«

Wie aus unendlich weiter Ferne drang die zunächst noch schwache Stimme in ihre Gedanken.

Damona triumphierte innerlich.

»Damona!« Noch mal die gleiche Stimme.

Vanessa, ihre Mutter!

Irgendwie musste ihr es doch gelungen sein, die offenbar magische Sperre zu durchdringen.

Damona begriff sofort, dass Unmut in der Stimme ihrer Mutter mitschwang.

Verzweifelt fragte sie sich, was der Grund dafür war.

Die schauerliche Atmosphäre um sie herum wurde jetzt noch intensiver, und die schwarzmagischen Elemente stürzten auf sie ein.

»Mutter, höre mich!«

Damonas Gedanken waren voll auf Vanessas Stimme konzentriert.

Der Versuch, eine intensive Verbindung zustande zu bringen, gelang…

Schon bald wurde die Stimme Vanessas Geist stärker und gewann an Deutlichkeit.

Damonas Geist befand sich in einer anderen Welt. Für die reale Welt hatte sie im Moment keine Augen mehr. Fest umschloss ihre schlanke Hand den Stein an der Kette. Er war eine Art Katalysator, ein Verbindungsglied zwischen Damona und Vanessa.

Und jetzt hatte sich Vanessa Kings Stimme in ihren Gedanken gemeldet!

»Mutter!«, hauchte Damona sanft.

»Damona, meine Tochter – endlich!«

»Mutter, warum – warum hast du dich nicht mehr gemeldet, seit du zu mir auf Kings Castle gesprochen hast?«, wollte Damona wissen.

»Sie haben es mir verwehrt – es ging einfach nicht, Kind…«

»Wer ist Sie?«

»Schwarze Mächte, Damona. Doch meine Kraft war stärker, die Weiße Magie hat mir geholfen! Ich muss dich warnen, Kind. Die magische Konstellation steht schlecht…«

»Was hat das zu bedeuten, Mutter?«, setzte Damona sofort in Gedanken nach.

»Du befindest dich in der Quelle des Schreckens, Kind. Hier… ist der Schwarzmagier …«

Ein Seufzen folgte Vanessas Warnung.

Plötzlich wurde ihre Stimme schwächer. Es war, als ob sich eine schwarze Mauer zwischen ihre Gedanken schiebe. Schwarze Nebel wogten vor Damonas geistigem Auge.

»Mutter!«

»Lass Vorsicht walten, Kind. Bitte – es ist gefährlich…«

Unvermittelt brach der Gedankenstrom ab. Vanessa Kings Stimme verlor sich in der Unendlichkeit des Jenseits.

Damona vernahm eine Stimme hinter sich.

»Was ist, Miss? Fühlen Sie sich nicht wohl?« Es war Jim Falcetti.

Seine Stimme klang besorgt. Sein bleiches Gesicht drückte Arglosigkeit aus.

»Doch, doch«, wehrte Damona ab. »Es geht schon wieder – es ist nichts…«

Prüfend sah Jim Falcetti das schwarzhaarige Mädchen an. Irgendwie machte sie einen abwesenden Eindruck. Sie schien nicht ganz bei der Sache.

Was war nur los mit ihr?, fragte er sich unwillkürlich.

Damona stutzte.

Hier in Castlebury-House… befand sich also dieser Schwarzmagier …?

Wo?

Das Haus war verwinkelt und verschachtelt. Das Versteck des Dämons konnte überall sein – und das *Buch der Rache*…

Das schwarzhaarige Mädchen kam Falcetti mit einemmal immer unheimlicher und eigenartiger vor.

Wer war sie?

Unwillkürlich musste er fragen. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Damona King – ich und mein verschwundener Begleiter, Mike Hunter, suchen Anja Braak, die ganz offensichtlich von Schwarzen Mächten entführt wurde…«

»Was?«, fragte Falcetti, als habe er nicht richtig gehört.

»Schwarze Mächte!«

Jim Falcetti war ein vernunftbegabter Mensch. Aber nach allem, was er hier schon durchgestanden hatte, kam er zu demselben Schluss wie Damona King. Er nickte gedankenversunken.

»Ja, Sie haben Recht. Miss. Hier geht es einfach nicht mehr mit normalen Dingen zu«, sagte er.

»Was ich Sie schon mal fragen wollte…«, begann Damona. »Aus welchem Grund sind Sie eigentlich so ahnungslos in das Grauen getappt?«

»Die Probeaufnahmen sind schuld daran. Mr. Shapiro wollte Miss Braak unbedingt engagieren, müssen Sie wissen. Ich sollte ihn hier treffen, wie ich Ihnen und Ihrem Begleiter bereits erzählt habe.« Falcetti hatte die Stirn in tiefe Falten gelegt.

»Wir müssen nach ihm suchen«, sagte Damona bestimmt.

»Suchen – wo?«

Diese Frage war berechtigt. Man konnte überall suchen und es stellte sich wiederum die Frage: Würde man Mike Hunter auch finden?

Die Lage wurde immer auswegloser.

»In den Keller…!«, sagte Damona einfach.

***

Die Dämonin lachte schaurig. »Nun bist du doch in die Falle getappt, Schnüffler! Willkommen im Reich der Finsternis, Mike Hunter…«

Wieder geringschätziges Lachen…

Mike presste die Augen fest zusammen und schraubte sich langsam in die Höhe.

Das Monster, das da vor ihm stand, hatte nichts mehr Menschliches an sich. Es war abgrundtief dem Bösen verschrieben.

Eine alte Hexe mit runzligem, bösartigem Gesicht stand vor Mike Hunter.

Die Alte wirkte im Übrigen jedoch erstaunlich frisch und hatte eine gerade gewachsene Figur, die in ein gelbliches Gewand gehüllt war. Dieses gelbe Gewand wiederum wirkte wie von unzähligen Spinnfäden durchzogen.

Die Hexe stieß ein Wutgeheul aus.

»Für deinen Frevel wirst du büßen, Schnüffler!«, sagte sie mit kratziger, fistelnder Stimme.

»Da bin ich mir nicht so sicher!«, erwiderte Mike selbstsicher.

Die Dämonin erstarrte und funkelte ihn aus glühenden Augen an.

»Schweig!«, donnerte sie.

Sie packte Mike Hunter am Jackenärmel und zog ihn aus dem Schacht. Mike jedoch wand sich aus dem Griff des Höllenwesens. Es hätte doch keinen Sinn gehabt, jetzt zu fliehen. Er kannte sich in den düsteren Gewölben, die unter Castlebury-House lagen, nicht aus, und war den Dämonen somit hilflos ausgeliefert.

Was würde mit ihm geschehen? Was hatte die Dämonin mit ihm vor?

Bestimmt nichts Gutes…

Wie auf ein geheimes Kommando hin zuckten plötzlich blutrote Fäden auf Hunter zu und umwickelten seinen Körper, so dass er nur noch die Füße ungehindert bewegen konnte.

Verdammter Mist!, fluchte Mike in seinen Gedanken. Er war wie ein Anfänger in die Dämonenfalle getappt, obwohl er schon etliche Erfahrungen mit den Dämonen hinter sich hatte. Er schalt sich selbst einen Narren.

Mike musste die Dinge auf sich zukommen lassen. Es blieb ihm keine andere Wahl zu diesem Zeitpunkt und in dieser prekären Lage…

Sie gingen durch ein schmales, domartiges Gewölbe.

Es roch muffig, und Wasser rann an den glitschigen Mauern herab, erzeugte plätschernde Geräusche und bildete auf dem grüngrauen Boden kleine Lachen.

Es war stockfinster.

Mike hatte keine Hand frei und musste sich mit den Füßen

vorantasten. Es war unheimlich schwer, und der Weg kam ihm endlos vor.

Die Dämonin hatte da keine Sorgen. Wesen der Finsternis sahen auch bei Nacht und Nebel.

Nach knappen Dutzend Metern knickte der dunkle Gang ab, und von dort drangen plötzlich Stimmen und Schreie an Mikes Ohr.

Auch Schwefelgeruch wurde hier intensiv und legte sich auf seine Schleimhäute wie ätzende Säure.

Die Luft stach in seinen Lungen und verursachte ihm Atembeschwerden.

Er drehte sich um. Die Hexe lachte satanisch. Dabei entblößte sie schwarze, brüchige Zahnstummel. »Das ist dein Ende, Hunter – und die kleine schwarzhaarige Hexe kriegen wir auch noch…«

»Ihr seid ziemlich siegessicher, wie?«, konnte sich Mike nicht verkneifen zu sagen.

Die Hexe erwiderte nichts. Stattdessen trieb sie ihn weiter mit ihren Monstertentakeln an. Sie drangen direkt aus ihrem Kopf, bildeten verästeltes Haupthaar und erinnerten an züngelnde Schlangen.

Dabei schien es so, als würde rotes Blut durch die gläsern schimmernden Stränge schillern.

Einbildung?

Oder – war es tatsächlich… Blut?

Mike schluckte schwer. Ein unangenehmes Gefühl stieg in seinem Magen hoch und würgte ihn.

Unnatürlich laut und vielfach verstärkt wie Trommelschläge kamen ihm seine unsicher tappenden Schritte vor. Der kahle Steinboden war feucht und glitschig, und er musste darauf bedacht sein, nicht plötzlich auf der schmierigen Schicht auszugleiten und dabei unsanft zu stürzen.

Wenn er doch nur beide Hände frei gehabt hätte!

Weiter ging's durch die modrigen Gewölbe.

Ein großer Raum tat sich vor ihm auf – eine Totengruft!

»Nein!«, drang eine helle Stimme an sein Ohr. »Nein, bitte nicht, neeeeiiinnnn!«

Mike Hunter zerrte und riss an den stahlharten Fäden, die ihn bewegungsunfähig machten. Er konnte sie keinen Deut lockern!

Ein Mensch befand sich in Gefahr und er konnte nicht helfen…

Mike verfluchte sich und die Welt.

Er wurde Zeuge einer grausigen Szene. Das Blut wich aus seinem Gesicht.

Der dunkle Gang mündete direkt in die Gruft. In düsteren Nischen standen Steinsärge. Genau in der Mitte des Grabgewölbes stand ein steinerner Katafalk, der mit einem roten Tuch bespannt war. Darauf stand ein Steinsessel.

Das war es aber nicht, das Mike so mit Grauen erfüllte.
Es war das Leichennetz!
Skelette klebten darin. Zehn? Zwanzig?
Er konnte sie fast nicht zählen.
Seine Augen zogen sich zu schmalen Schlitzen zusammen.
Er entdeckte den bleichen Körper eines alten Mannes in dem riesigen Netz, welches an jenes einer Riesenspinne erinnerte.
Was war hier vorgegangen?
Der Mann klebte im Netz. Sein Rücken, sein ganzer Körper schien mit diesem seltsamen Gespinst verbunden zu sein. Das Gesicht war fahl und blutleer. Die gebrochenen Augen waren glanzlos und starr.
Unmittelbar davor hatten auswuchsartige Schlingen des blutroten Netzes einen anderen Menschen gepackt und wollten ihn in die Maschen ziehen. Der Fremde starrte Mike an.
»Helfen Sie mir…!«, forderte der Unglückliche mit kraftloser, brüchiger Stimme, die aus einer weiten Ferne zu dringen schien.
Mike Hunter wurde kurzerhand gegen einen Steinsarg geworfen.
Er prellte sich dabei die Schulter schmerzhaft und biss die Zähne aufeinander, so dass die Kiefer knirschten.
Die Tentakelfäden lösten sich. Es klang wie ein Zischen und geheimnisvolles Rascheln.
Unmittelbar vor dem Netz stand eine zweite Gestalt.
Diese schwebte eine Handbreit über dem Boden. Dicht daneben löste sich aus dem Kernschatten einer Säule eine Frau.
Anja Braak!
Ihr Blick war geistesabwesend, und sie wirkte wie hypnotisiert.
Mit Schrecken erkannte Mike Hunter den Satansfinger mit dem Teufelsgesicht an der Hand des Magisters. Sofort griff seine Rechte unter die Jacke und ertastete das kühle Metall seines Colt-Cobra.
»Halt, so haben wir nicht gewettet, Hunter!«, warnte ihn der Magier.
Es gelang Mike zwar, die Waffe hervorzubringen, aber seine Aktion trug keine Früchte. Blitzschnell wurde ihm der Colt-Cobra durch einen der gläsernen Fäden entrissen.
Er musste alles daransetzen, den sich in Gefahr befindenden Menschen zu retten. Da hörte er ein gequältes Stöhnen neben sich. Mikes Kopf ruckte herum. Es war eine junge blonde Frau, die ihm da gegenübersaß. Ihr Gesicht war bleich und verzerrt. In ihm spiegelte sich all das Grauen wider, was sie in den letzten Stunden durchgestanden hatte.
Hunter konnte keinen ausgefeilten Plan verwirklichen. Wusste er denn, was ihn hier unten erwartete?
Nein, bestimmt nicht!
Er fröstelte ein wenig und verhielt sich ganz still. Er harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Zumindest hatte es den Anschein.
Er besaß noch sein silbernes Kreuz!
Er sah wieder auf die blonde Frau neben ihm. Kraftlos sank ihr Kopf auf die Brust. Sie murmelte unverständliche Dinge vor sich hin. Mike hatte Mitleid mit der jungen Frau.
Dann überstürzten sich die Ereignisse.
Dort prallte er zurück, als wäre er gegen eine unsichtbare Mauer gerannt!
Schützend hielt er das Kreuz vor sich. Der Magister des Teufels zuckte nur zusammen und lachte anschließend geringschätzig.
»Narr!«, brüllte er. »Glaubst du denn, du kannst mit dem lächerlichen Ding etwas gegen mich ausrichten?«
Mike Hunter wurde wie von einer Riesenfaust gepackt zurückgeschleudert.
Jetzt war alles aus!
Ein wahnwitziges Gelächter grollte durch die Totengruft.
Es rumorte in den Steinen, drang in Mike Hunters Schädel, der ohnehin das Gefühl hatte, er würde bersten, und schwächte sich schließlich ab.
Das Grauen zerriss seinen Plan.
Die Dinge standen schlecht. Mike sah keine Rettung mehr für diesen Mann, der halb in dem netzartigen Gespinst haftete.
Der Magier lachte hart. Seine Wangenknochen stachen spitz hervor. Das Gesicht war eine regelrechte Fratze.
Mike sah sämtliche Felle fortschwimmen. Sein fiebriger Blick irrte zwischen dem Magier, Anja Braak und der Teufelshexe hin und her.
Es stand schlimm.
Der Schwarze Magister kümmerte sich nicht mehr um Mike. Für ihn bedeutete er offenbar keine ernst zu nehmende Gefahr mehr.
Und was jetzt?
Mikes Hoffnung sank.
Sein Herz begann plötzlich rasend schnell zu hämmern, und er hatte das Gefühl, es würde jeden Moment aus dem Körper springen.
Atempause.
Die Teufelshexe neben Hunter lachte schadenfroh. »Jetzt ist es aus mit dir!«
Das meine ich nicht, dachte Mike.
Er hatte es hier nicht mit normal sterblichen Menschen zu tun.
Es waren Dämonen.
Geschöpfe der Finsternis, denen der Satan untotes Leben eingehaucht hatte.
Er musste trotzdem alles auf eine Karte setzen. »Lasst wenigstens Anja Braak, die Frau und diesen Mann hier frei!« Damit wies er auf Don Shapiro, der unendlich langsam in die Fäden des Netzes

verwickelt wurde. »Ihr könnt mich töten, wenn ihr wollt…«

Ihm war egal, was er tat und sprach. Hauptsache, die drei Menschen wurden gerettet. Er fror und schüttelte sich.

»Du hältst dich da raus, Hunter!«

Mike schwieg, denn der Schwarze Magier funkelte ihn an, als ob seine Blicke Mike verbrennen wollten. Eine unbeschreibliche Wut stieg in Damonas Freund empor.

Damit hatte es sich. So wie es aussah, konnte er keinen mehr retten – nicht einmal sich selbst!

Oder?

»Das könnte euch so passen!«

Eine Stimme – eine bekannte!

Damona King!

***

Jim Falcetti und Damona King hatten einen unmittelbaren Einstieg in die Kellergewölbe vorgefunden. Schon von weitem waren die Schreie der Menschen zu hören gewesen.

Und jetzt stand sie hier…

Damona King, die Bezwingerin der Finsternis!

»Verdammte kleine Hexe!«, fluchte Moridondus zähneknirschend.

Er schien Gift und Galle zu spucken.

Damona hatte den schwarzen Stein gehackt. Wie ein Unwetter kam sie über die Höllenwesen.

Geschmeidig wie eine Katze warf sie sich nach vorne auf den Katafalk zu. Mit einem gewaltigen Ruck und einer Kraft, die man der jungen Frau nicht zugetraut hätte, riss sie das blutrote Tuch herab, so dass der Steinsessel herabpolterte.

Dann geschah etwas Seltsames…

Damona King legte den magischen Stein auf den rissigen Katafalk, der daraufhin zu glühen begann. Ein weißmagisches, grelles Licht pulsierte von ihm aus und übertrug sich auf den Steinblock.

Er zerbröselte zu Staub.

Den Kräften der Weißen Magie hatte auch der Magister nichts entgegenzusetzen. Der Satanskopf an seinem Mittelfinger heulte, und gelbliche Rauchsäulen stiegen aus den schwarzen Nüstern. Wie ein Ballon zerplatzte der Kopf und löste sich auf in Schwefelwolken.

Der Magier tobte wie ein Wahnsinniger. Er sprang auf Damona zu. Rote Blitze zuckten aus seinen Augen. Auch die Hexe Saxona schickte ihr Teufelsgespinst nach Damona King aus. Wie eine unsichtbare Wand schützten die weißmagischen Kräfte Damona King.

Die Angriffe verpufften wirkungslos.

Aus dem Staub des Katafalks materialisierte sich etwas…

Das *Buch der Rache*!

Dann passierte es…

Ein gleißender Energiestrahl löste sich aus dem braunrissigen Folianten, auf dem in verschnörkelter Schrift zu lesen stand: ANTIQUUS MYSTICUS…

Der Strahl traf den Magier und seine Hexenmutter.

Ein gellender Entsetzensschrei mischte sich mit satanischem Gelächter.

Luzifer holte seine unwürdigen Diener.

Moridondus und Saxona, die Hexe, hatten sich als Versager erwiesen. Nach den Gesetzen der Hölle mussten sie sterben. Sie verschmolzen zu weißlichen Aschehäufchen.

Auf dem Folianten zeigte sich die Fratze des Höllenfürsten. Es war verzerrt und voller Wut. Dann wurde auch das Teufelsbuch zu Asche.

Die Hölle hatte einen Trumpf weniger.

Die magische Konzentration hatte von Damona viel abverlangt.

Kraftlos sank sie in sich zusammen.

Das Leichennetz wurde zu rotem Staub. Don Shapiro fiel wie ein lästiges Anhängsel davon ab. Gleichzeitig damit wurde auch Anja Braak wieder Herrin über ihre Gedanken.

Verwirrt blickte sie sich um.

»Wo bin ich?«, fragte sie verwirrt.

»In Sicherheit!«, sagte Mike Hunter. Auch Don Shapiro und Norna de Bainville fielen sich in die Arme. Zum ersten Mal in seinem Leben verspürte der Filmindustrielle eine nie gekannte Ruhe.

In Damona King meldete sich in diesen Sekunden die Stimme ihrer Mutter.

»Die akute Gefahr ist gebannt, Kind«, sagte Vanessa.

Damona King konzentrierte sich. »Ich kann nicht… daran denken, Mutter.«

»Doch mein Kind, das musst du. Hab' Vertrauen zu mir… die Menschheit braucht dich … braucht dich…!«

Vanessas Stimme verging wie ein Nebelstreif im Morgentau.

Ein Schluchzen schüttelte Damona durch und ließ sie wieder zu sich kommen.

Ein stumpfer Ausdruck lag in Anja Braaks Augen. Fragend blickte sie Damona an.

Damona King richtete sich auf und warf sich Mike Hunter an die Brust. »O Mike…«, flüsterte sie.

Mike Hunter strich über ihr rabenschwarzes Haar und merkte nicht, wie Damona von einer gnädigen Ohnmacht erlöst wurde…

ENDE